P. o germ.
799
cga 3

P.o.germ. 799 cgd/(3 Laube

Heinrich Laube's

Novellen.

Dritter Theil.

Reisenovellen.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1847.

Man beliebe die Rückseite des Umschlags zu le[s]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Reisenovellen

von

Heinrich Laube.

[illegible]

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Heinrich Laube's

Novellen.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Reisenovellen.

3.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1847.

Reisenovellen

von

Heinrich Laube.

Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.
Doctor Luther.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1847.

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

22.

Baiern.

Ich saß stumm im Postwagen, eine verschleierte Dame lehnte still in der andern Ecke, der Starost mit noch einem Passagier saß draußen im Kabriolet. Es war stumm und still in mir; das leere bunte Leben ohne Halt und Ziel, das frivole Spiel mit Liebe und Liebesdingen, all' das flüchtige Reisegenießen, wobei die Seele hie und da gestreichelt, wobei ihr innerster Kern niemals betheiligt wird, ging wackelnd und kopfschüttelnd gleich putzigen Karnevalsfiguren an meinem halboffnen Auge vorüber. Vielleicht war Baiern daran Schuld, Baiern macht heutiges Tags viel zu denken, trotz dem, daß in Baiern nach wie vor so unglaublich viel Bier getrunken wird, vielleicht auch namentlich darum, daß doch noch immer so unglaublich viel Bier getrunken wird.

Grüne Gefilde rannten am schnell rollenden Wagen vorüber, und die bairische Grenze ist nicht zu verkennen: es beginnen die Hopfenstangen, die süße Symbolik des schönen bittern Bieres, und die Hopfenstangen verlassen Einen nicht, sie rennen wie Gespenster mit fliegendem Haar neben dem Wagen her bis hinab an die Salzburgische Grenze. Nur drüben auf der Westseite sollen sie hie und da durch Reben abgelös't werden. Sie sind die stehende Poesie und ein süßer Augentrost des Baiers.

Es war ein gar trüber, melancholischer Tag, graue Wolkennebel lagen auf den niedrigen böhmischen Grenzbergen, überall auf dem grünen Rasen perlten die feinen Wassertropfen. Man vergaß, daß es eine Sonne gebe, und meine jungen schlesischen Gedanken, welche an der Heimath verzweifelt waren, und das Glück und die Schönheit suchen wollten in der Weite, sie schüttelten verneinend ihre Locken in mir, daß es mahnend klang wie die Memnonssäule, wenn die Sonne untergeht hinter der Wüste im unabsehbaren öden Meere.

Die Naturforscher haben uns die Poesie der Memnonssäule genommen, wir wissen jetzt, daß es kein geistiger Ton ist, den sehnende Liebe oder träumerische Geschichte aushaucht, wir wissen, daß er von materiellen Dingen, von Wärme oder Kälte herkommt, welche die Steine afficirt — die Reise hatte auch meine Hoffnungen klüger aber nicht glücklicher gemacht. Die Tage flatterten oder krochen vorüber, das Auge sah bald dies, bald jenes, das Herz hüpfte wohl einmal hier oder da, aber in all' dem Gebraus sah ich sehnsüchtig zurück nach jener stillen schlesischen Stube, wo einst die tausendjährige Blume der Liebe aufging in

meinem Herzen an einem milden Sommerabende, wo ich in häuslicher Beschränktheit alle Reiche der Erde besaß. Ach, was ist die Liebesspielerei gegen die Liebe. Jenes kleine Stübchen mit der kleinen Fußbank, auf welcher ich saß und ihr in die sehnsüchtigen Augen blickte, die auf und niedergingen in unendlicher Liebe zu mir, wo find' ich sie wieder! Ich fürchte, jene Augen sind nicht an der Heerstraße zu finden, wo die Poststationen vorüber gehn.

Es ist gut, die Welt mit tausend Liebesaugen auszuschmücken, aber es ist besser, nur zweier zu bedürfen, zweier Augen, die Himmel und Erde in unser Herz spiegeln. Es ist gut, das Glück zu suchen früh und spät, und im Ost und West, aber es ist besser, seiner Herr zu sein in einem kleinen Stübchen, wo nicht Regen noch Wind hineinschlägt, wo ein treuer Ofen und ein treuer Busen wärmt, wo im Wandschrank ruhige Bücher stehn, welche angefüllt sind mit Weisheit.

Solchergestalt strich mir der schlesische Philister mit der Hand über das Antlitz, und ich hielt still auf dem Postwagen zwischen Eger und Amberg, und vor jedem geschlossenen Auge stand mir eine Thräne, auf meinem Munde aber lächelte etwas, was ich selbst nicht erklären konnte. Ich fühlte etwas von Ironie, von inniger Wehmuth, edel herber Wahrheit, was in diesem Lächeln sich ausprägen müsse, aber ich konnte es leider nicht sehen.

Wenn die Welt so recht groß und lebendig werden wird, dann gehen gewiß recht viel kleine Gefühle verloren, die das Lebensglück so bescheiden, aber so sicher machen. Das fühlt man auf den flüchtigen Reisen unserer Tage. Ich bin auch mehr für große Dinge, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß

die stillen unscheinbaren Güter nicht ganz vergessen würden, es wäre doch schlimm, denn es begiebt sich zuweilen, daß das Herz seine schwachen Stunden hat, und sich nicht mehr recht ausdehnen will für alle die weltgeschichtlichen Forderungen, da thun ihm die kleinen häuslichen Glückseligkeiten so unaussprechlich wohl. Ach, und wenn sie dann einmal gar nicht mehr existiren sollten, da müßte man mit zusammengepreßtem Herzen eines schmerzhaften, lieblosen Todes sterben, und das kann manchem von unsern Aposteln begegnen.

Es ward mir plötzlich sehr kalt, und ich mußte mich dicht in meinen Ueberrock hüllen.

Und wenn ein kühner Seemann Reisen durch tausend und abertausend weite Meere antritt, so sorgt er doch vorher für eine kleine stille Heimath in einem Winkel des vaterländischen Strandes, dort läßt er seine Liebe in einem kleinen Häuschen, als könnte er morgen wiederkehren, und sie ist, die Liebe im kleinen Häuschen ist sein Kompaß in weiter Ferne, und wenn er untergeht, so geht er unter in ihrem Anblick. Es ist gar zu schlimm, allein zu sterben. Die fremden bunten Länder ersetzen nicht das eine schlichte Menschenkind, das um uns weint.

Ich war schon lang von der Heimath fort und zwischen Eger und Amberg war ich recht reisemüde.

Est-ce-que vous parlez français? lispelte die Dame schüchtern neben mir. Sie schien sehr verlassen zu sein, und als sie nach einigen aufmunternden Redensarten von meiner Seite ihren Schleier zurückschlug, sah ich just solch' ein wehmüthig historisches Gesicht, als es eben meine Gedanken dargestellt hatten. Das that mir wohl, sehr wohl. Es war ein feines, französisches Antlitz, dessen Herrin etwa 25

bis 26 Jahre zählen mochte. Weiche braune Haare schlossen sich in wenigen, halb aufgelös'ten Locken an ein kleines Häubchen, eine leichte, kleine Kummerfalte lief zuweilen flüchtig über eine weiße, hohe Stirn und über gutmüthige braune fränkische Augen, denen man ansah, daß sie früher viel gelacht hatten. Fein und griechisch war die Nase, aber die vollen Lippen sahen so schmerzlich aus, in den Mundwinkeln lag viel inniger geschichtlicher Kummer, die feine Röthe des lieben, wenn auch nicht schönen Angesichts sah auch nach manchen Thränen aus. Ihre Kleidung war aus unscheinbaren Stoffen, aber sehr modisch geschnitten, sie glich einem arm gewordenen Stolze, einzelne Stücke, wie ein prächtiger Reisebeutel kontrastirten arg mit den übrigen, fast weniger als schlichten Dingen. Der Ausdruck ihres Gesichts war so liebsanft-unglücklich. Eine unglückliche Französin ist äußerst angenehm, denn sie verfällt nie in die deutsche Weinerlichkeit, das heitre Naturell lauscht immer hinter den Augen, ob nicht ein Moment zum Hervorspringen kommen wird. An ihrem Accent und ihren ceremoniellen feinen Wendungen bei Frage und Antwort erkannte ich bald den Faubourg St. Germain. Sie kam aus Prag; ich sprach ihr Muth zu; mit ein Paar kleinen schnell weggescheuchten Thränen erfuhr ich, daß sie in der ersten Hälfte des Juli 1830 noch in den Tuilerien gewohnt habe, in der Nähe der Herzogin von Angouleme, später habe sie in Schottland logirt, und jetzt komme sie von Prag. Und sie klagte namentlich darüber, daß man in all' den Gegenden nicht französisch spreche. Also eine schlanke, liebenswürdige Karlistin. Ich hatte das Bourbonenunglück nie in der Nähe gesehen, und ich dachte mir's

immer mit den harten, unduldsamen Emigrantenzügen; jetzt erschien mir's plötzlich so weich und sanft. Die kleine hilflose Frau reis'te allein auf der ordinairen Post durch Deutschland nach Italien, wie sie sagte, nach Paris, wie ich bald merkte. Ich hätte die Karlisten bedauern mögen ob dieser verlassenen, hübschen Stellvertreterin. Dies gutmüthige Wesen sollte vielleicht intriguiren für seine Partei, ach wie zerbrochen, wie altersschwach kam mir in diesem Augenblicke der Karlismus vor, wie eine verarmte Familie, welche die jüngste, mäßig hübsche Tochter in die Residenz schickt, daß sie mit ihren anmuthigen verweinten Augen und dem liebenswürdig bittenden Munde alte Freunde erweiche.

Ich sagte es ihr recht innig, wie ich sie bedauerte, obwohl ich ihre Partei gar nicht liebte, ich sagte es ihr so schonend wie möglich, daß schwerlich jemals eine Aenderung eintreten dürfte. Da kamen ihr große Thränen in die Augen, und sie seufzte so tief, wie eine Französin nur seufzen kann, und meinte, auch sie hoffe sehr wenig. Aber in Prag schelte man, wenn sie so spräche, und in Prag müßte man's doch wohl besser verstehen. Die Hauptsache sei aber, wenn sie nur wieder alle offen nach Frankreich dürften, und da fragte und bat sie mich so herzlich, ob ich ihr das nicht versprechen könnte.

Ich konnte mir nicht helfen, und versprach's ihr feierlichst. Nun wurde sie muntrer, und erzählte Dies und Jenes, vom kleinen Heinrich dem Fünften und von der Dauphine und von ihrer großen Verwunderung, daß sie in Deutschland alle armen Leute Kaffee trinken sähe.

„Und in dem Lande, wo wir jetzt sind,“ sagte ich, „trinken die Leute alle Bier.“

Das machte ihr sehr viel Spaß, und wir waren an's erste bairische Städtchen gekommen, wir wußten selbst nicht wie.

Hier mußten wir aussteigen, um unsre Pässe und unser Aeußeres untersuchen zu lassen. Es war in diesem Jahre zu Frankfurt ein Attentat auf den Bundestag geschehen, und das mußten die Reisenden in Deutschland entgelten, namentlich hatte es Baiern sehr übel genommen, und verhielt sich wie in Belagerungsstand erklärt. Man besichtigte uns, und vier bis fünf wohlgesättigte Baiern entschieden, ob unsre sonstigen Geberden dem Charakter angemessen seien, welcher im Paß verzeichnet stand.

Diese feierliche Handlung wurde durch einen leidenschaftlichen Zwischenvorfall zerstört. Wie schon bemerkt, hatte noch ein Passagier mit dem Starost im Kabriolet gesessen. Der war noch nicht in der Stube erschienen, und es lief ein beunruhigendes Geräusch durch die wachthabenden Baiern, warum der nicht erscheinen möchte. Das Geräusch wuchs, als der Reisende noch länger zögerte, es ward ein Subaltern nach ihm gesendet, der Same des Mißtrauens, den jeder Passagier in Baiern erzeugt, schoß schnell in die Höhe, wir wurden noch einmal inquirirt, ich mußte noch einmal den Dollmetscher für meine ängstlich drein sehende Französin machen. Sie war sehr liebenswürdig dabei. Glücklicherweise hieß sie Madame le Duc, und kam von Prag; ich raunte einem Beamten die respektvolle Bemerkung zu, es sei gewiß ein wichtiges Inkognito, ich hätte so gewisse verlorne Worte gehört, daß sie den König von Baiern besuchen wolle,

Madame le Duc — sei ein verfänglicher Name, wer könne Madame le Duc heißen, der Name schicke sich gar nicht für eine Privatperson; er werde sich aus den Zeitungen erinnern, welch' eine wichtige Person am französischen Hofe die Madame Madame sei, und le Duc heiße der Herzog, man müßte vernagelt sein, wenn man nicht einsehe, daß die Dame die verkleidete Herzogin v. Berry wäre.

Er prallte zurück, und machte der Französin ein tiefes Kompliment. Der Starost raunte mir in's Ohr, der noch fehlende Passagier sei ein Vicomte, ein Franc Carlist, der aus Asien komme, ein Stück mit Lamartine gereis't, und ein sehr unterrichteter Mann sei.

In diesem Augenblicke trat er ein. So wie er seine Landsmännin erblickte, stürzte er vor Freude und Verwunderung strahlend auf sie zu, oh, Madame, rufend, und will ihre Hand küssen. Sie tritt erschrocken zurück, und flüstert mit unsichrer Stimme — Monsieur le Vicomte — —

Es befand sich aber unter den Beamten ein rücksichtsloser Biertrinker, der weder von den Vermuthungen über Madame, noch von dem Herrn Vicomte die mindeste Notiz nahm, und den letzteren mit unzweifelhafter Grobheit zur Rede stellte, wo er sich herumtreibe, und wo sein Paß wäre. Der Vicomte verstand so ziemlich die deutsche Sprache, ihre Grobheiten aber erst unvollkommen. Er überreichte einen gewaltig großen und sehr zerlesenen Paß, und wendete sich mit dem größten Antheil sogleich wieder zu Madame. Die übrigen Beamten waren durch die vorhergehende Scene, durch „Madame," und „Vi-

comte" vollkommen überzeugt, daß hier ein legitimes Inkognito auf der ordinairen Post reise, sie schaarten sich um den Rücksichtslosen, der sich nicht beruhigen wollte, und von unverständlichen französischen Pässen murmelte, die nicht nach Deutschland gehörten. Ich sah auf der andern Seite deutlich, daß Madame nur mit großer Mühe ihrer Verlegenheit dem Vicomte gegenüber Herr wurde, ich hörte es, wie sie ihn leise bat, noch nicht in den Wagen zu kommen, sondern im Kabriolet zu bleiben, ich hörte, wie sie's ihm bestimmt untersagte, als er drängte.

Dahinter mußte eine Novelle stecken. Ich betrachtete aufmerksam den karlistischen Vicomte. Aus jeder Bewegung sah der adelige Stolz und der Bourbonenhof heraus. Nur wenn er mit der Dame sprach, nahm er seinen schäbigen Hut ab, und bückte sich und sprach verbindlich. Mit den Beamten verfuhr er kurz, hochfahrend, gebieterisch. Er trug einen abgetragenen und von Regen und Sonne ausgebleichten Mantel von Merino, wie man die sogenannten griechischen Mäntel in Venedig kauft. An manchen Stellen war der Zeug schon gebrochen und zeigte lange Ritze. Darunter hatte er einen vergänglichen braunen Rock bis an die Kravatte zugeknöpft, blau und weiß gestreifte Vatermörder und Manschetten beschatteten kleine von dürftigen Handschuhen bedeckte Hände, und ein von der Witterung unregelmäßig geröthetes Gesicht. Der Ausdruck dieses letzteren war nicht ohne Härte, und doch wieder nicht ohne eine gewisse glatte Feinheit, die Formen desselben waren regelmäßig, um den Mund lag eine wegwerfende Medisance. Dünne Haare lagen schlicht um sein Haupt, er sah ärmlich, aber vornehm sauber aus, und ein gewisser schweigender Stolz hielt

Alles von ihm in Entfernung. Es war nicht eine demokratische Linie an ihm zu entdecken.

Der Rücksichtslose erhob sich von seinem Schreibtische, und sagte ihm, es fänden sich Unregelmäßigkeiten in seinem Passe, er müsse dableiben. Aber er war noch nicht zu Ende mit seiner langsamen Rede, als auch schon ein stürzender Giesbach französischer Worte des Vicomte ihn betäubte; wie Dolche schleuderte er ihm zwanzig kleine Sätze in's Angesicht, riß ihm den Paß aus der Hand, nahm einen andern Beamten; drängte ihn auf einen Stuhl, und sagte: Schreiben Sie, daß ich will reisen nach Münnich; —

Alles war in Verwirrung, der Rücksichtslose stand wie verwirrt von dieser Dreistigkeit, und wenn er den Mund öffnen wollte, so fuhr ihm stets der Vicomte mit einer neuen Parade tödtlich entschlossener, französischer Worte dazwischen, einige seiner Kollegen suchten ihn zu beschwichtigen, die andern arbeiteten am Passe, mitten in dieser Verwirrung saß Madame le Duc auf dem alten Lehnstuhle, den man ihr präsentirt hatte, und blickte mit unruhig, besorgt forschenden Mienen in die stürmische Scene. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, die Wangen hatten sich geröthet, sie sah scharmant aus in der niedern Zollstube unter den dunkeln Biergesichtern.

Der Rücksichtslose rief plötzlich mit einer Löwenstimme nach den Gensd'armes, die Dame fuhr erschrocken vom Stuhle auf, als sie das Wort hörte; ihr Mantel blieb auf dem Stuhle, ich sah, wie fein französisch sie gewachsen war, sie trug ein eng anschließendes, verschossenes seidnes Kleid. Die Gensd'armes traten ein; des Vicomtes Paß war unterdeß

visirt, er ging stolz hinaus, wir folgten ihm; es geschah nichts.

Wie in sichrer Heimath fühlten wir uns, als wir wieder im Postwagen waren, dieses quälende Verdachts- und Inquisitionssystem, welchem man bei jeder Station ausgesetzt ist, peinigt mehr als die Furcht vor Unsicherheit der Straßen. Der Vicomte war gehorsam in's Kabriolet gestiegen, ich war mit meiner liebenswürdigen Dame allein; es fing an dunkel zu werden, und ich hätte gar zu gern jene Novelle gewußt.

23.

Die Karlisten.

Die Herzogin von Angouleme hatte sich eines jungen Mädchens angenommen, welches aus einer alten, aber verarmten adeligen Familie war. Die Eltern des Mädchens waren gestorben, und hatten sich sammt ihren Vorfahren durch treue Dienste ausgezeichnet: einer der letzteren war sogar einmal Ceremonienmeister in den Tuilerien gewesen. Das Mädchen hieß Angelique und war sehr hübsch. Es war indeß nicht eine hervorstechende Schönheit, welche sie auszeichnete, sondern mehr ein unbefangenes einnehmendes Wesen. Sie hatte ein liebes Gesicht, in welchem sich alle Eindrücke schnell und angenehm, ja einschmeichelnd abspiegelten; die Züge desselben waren weich und fein, sie hatte ein Antlitz wie ein Gedicht, und eine überaus schöne sanfte Stimme. Die Herzogin von Angouleme gab sie nach St. Cloud zu einer

ältlichen Dame, welche mehrere Mädchen zu ihrer Erziehung bei sich hatte. Wegen ihrer angenehmen Stimme ward sie aber oft nach Paris gefahren, um der Herzogin vorzulesen. Es waren immer ernsthafte, moralische Bücher, welche ihr zu diesem Zwecke gegeben wurden, und die tugendhaften Grundsätze, welche darin ausgedrückt waren, prägten sich während des Lesens treu und schön in Angeliques Gesicht aus. Die Herzogin von Angouleme, eine hohe Frau mit einem Gesicht wie von Marmor und Tugend, saß gewöhnlich auf einem Tabouret in einer Ecke des Zimmers, ihre Hände ruhten still auf ihrem Schooße, weit ringsum in allen Gemächern war es todtenstill, und wenn ein Abschnitt zu Ende war, so winkte sie die Leserin zu sich. Angelique knieete vor ihr nieder, die Herzogin küßte sie auf die Stirn, und entließ sie dann wie eine Mutter mit einigen wohlgemeinten guten Lehren.

Wenn Angelique nach Hause fuhr, so machte sie gewöhnlich ein Glasfenster der großen Kutsche auf, obwohl die sie begleitende ältere Dame immer Viel dagegen einzuwenden hatte. Mehrere Male begegnete ihr nicht weit von der Barriere ein Reiter auf einem stolzen, großen Rappen, hinter welchem ein sehr reich gallonirter Bedienter ritt. Der Reiter hatte ein sehr vornehmes Ansehn, und sah dreist, und wie es schien sehr aufmerksam in den Wagen hinein; später waren seine Blicke sehr freundlich, und er grüßte jedesmal. Eine der Hofdamen, welche allmählig die regelmäßige Begleiterin Angeliques geworden war, kannte ihn, und sagte, es sei der Vicomte v. B., ein sehr wohl gelitt'ner Chevalier bei der Suite der Herzogin von Berry.

Eines Nachmittags, als Angelique nach Hause fuhr, war er eine Strecke neben dem Wagen hergeritten, und hatte mit ihr gesprochen. Sie kam ein wenig erregt nach Hause, und eilte schnell nach ihrem Zimmer, um sich umzukleiden, als Madame Verrault, ihre Erzieherin eintrat, und ihr ankündigt, daß ihr „der Herzog" seine Aufwartung machen würde.

„Welcher Herzog?"

Madame Verrault legte den Finger auf den Mund, umarmte Angelique und sagte ihr, sie sei ein glückliches Mädchen. „Der Herzog" war ein lang gewachsener, junger Mann mit einem sehr gutmüthigen, regelmäßigen Gesicht und einer sehr liebenswürdigen guten Laune. Er schwatzte mit Angelique das drolligste Zeug, sie lachte herzlich mit ihm, und er kam alle Tage wieder. Madame Verrault hatte ihr verboten, der Herzogin etwas davon zu sagen.

Als Angelique eines Tages eben mitten in ihrer Vorlesung war, entstand Geräusch in den Nebenzimmern, die Thür flog auf, und die Herzogin von Berry flog in's Zimmer, küßte die Angouleme flüchtig, setzte sich neben sie, und winkte Angelique, ruhig fortzufahren. Man habe ihr gesagt, daß sie so schön lese, und sie wolle sich davon überzeugen. Angelique las, es dauerte nicht lange, so sprang die Berry wieder auf, sagte: „Schön, scharmant," strich dem erröthenden Mädchen die Haare aus der Stirn und küßte sie auf's Auge. Darauf erbat sie sich von der Angouleme die Erlaubniß, Angelique morgen und je zuweilen bei sich lesen zu lassen. Die Herzogin von Angouleme zögerte mit der Einwilligung, die Berry aber streichelte ihr die Wangen und versicherte: wenn wir auch nicht ganz so ernsthafte Dinge lesen, so

sollen sie doch nicht viel weniger ernsthaft sein. Und sie eilte davon.

Angelique ward mit vielen guten Lehren entlassen, die sie zur Hälfte verstand, wenn sie an den nebenher reitenden Vicomte und den sie erwartenden „Herzog" dachte. Dieser pflegte sich nämlich immer einzufinden, wenn der Abend kam.

Heut war er muntrer als je, und setzte sich auf eine Fußbank neben ihre Füße, und nahm zum ersten Mal ihre Hand und küßte sie, und trommelte ihr leise mit den Fingern auf den kleinen Füssen herum. Angelique schlug ihn auf die Finger, aber als sie sich dabei ein wenig bückte, faßte er sie mit beiden Händen beim Kopfe und küßte sie munter und herzhaft. Agelique wollte sehr böse werden, aber er setzte sich neben sie, und streichelte ihr die Wangen. —

Am andern Tage war sie bei der Herzogin von Berry. Sie befanden sich in einem sehr großen prächtigen Zimmer, die Herzogin war eben von einem Spazierritt gekommen, und saß noch im Reitanzuge, oder lag vielmehr in einem Divan, den Reithut mit den hohen Federn in die Kissen drückend, so daß er sich ihr vorn tief in die Stirn drängte, und das muntere, neapolitanische Gesicht beschattete.

Man mußte genau hinsehen, ob die schlanke Figur mit den scharfen Gesichtszügen ohne Schönheit ein Männlein oder ein Fräulein sei. Mit der Reitgerte spielte sie auf dem Tische, vor welchem Angelique ihren Platz hatte, und ihr eine bunte, ausgelassene Novelle las. Mehrere Herren und Damen saßen im Zimmer zerstreut, und flüsterten leise mit einander. Nicht weit von ihr in einer Fensterwölbung stand ein einzelner Herr, Angelique wagte nicht, genau hinzu-

sehen, es schien ihr aber, als sei es der Vicomte. Die Herzogin sprach zuweilen einige Worte in italienischer Sprache zu ihm, welche Angelique nicht genau verstand, da sie der Sprache nicht völlig mächtig war. Allmählig ward die Herzogin still, Angelique las und las bis es dunkel ward, da bemerkte sie erst, daß jene eingeschlafen sei. Sie hielt einen Augenblick inne, die Stimme aus der Fensterwölbung sagte leise „continuez," — da fuhr die Herzogin in die Höhe, und sagte leise in sich hinein: „perche no — si, perche no" — darauf sich ermunternd, rief sie dem Vicomte in der Fensterwölbung, er möge das Fräulein begleiten, reichte ihr die Hand zum Küssen, klopfte sie leis' auf die Wange und ging in ein andres Gemach.

Eh sich Angelique besinnen konnte, hing sie am Arme des Vicomte, fühlte sich sanft gedrückt, hörte sie seidenweiche Worte, war sie in den Wagen gehoben und der Vicomte saß neben ihr.

Er war ein feiner, aber feuriger Mann, der schnell und eiligst siegen wollte. Das erschreckte Angelique, es erbitterte sie, daß sie umsonst versuchte, ihre Hand aus der seinigen zu befreien, sie drohte ihm, sein Betragen „dem Herzoge" mitzutheilen. Man sagte am andern Tage im Salon der Herzogin von Berry: „der Vicomte reüssirte nicht," und man verwunderte sich.

In der ersten Bestürzung hatte Angelique dem sie erwartenden „Herzog" Alles erzählt; er hatte sie fest in seine Arme geschlossen, und sie hatte sich zum ersten Male wie schutzbedürftig seiner Umarmung hingegeben.

Am andern Tage erschien auf Angeliques Zimmer Madame Berrault, ein Priester, ein ihr unbe-

kannter Mann als Zeuge und „der Herzog.“ Angelique hatte ein schönes weiß seidnes Kleid bekommen, das trug sie heut, und die fliegenden Haare hatte man ihr künstlich in die Höhe und in einen Orangenzweig hineingeflochten, und sie zeigte zum ersten Male ihre weiße Brust und die weißen Schultern halb entblößt und sah schaamroth aber bezaubernd dazu aus. Der Priester aber hielt eine kurze Rede und erklärte, daß er berufen sei, das Fräulein mit dem Herrn „Herzog“ zu kopuliren. Er war noch mitten im Sprechen, da hörte man Reiter und Wagen eilig in dem Hofe ankommen, stürmische, klirrende Tritte kamen die Treppe herauf, — der Priester hielt inne. Madame Berrault ging an die Thür und schob den Riegel vor, dann faltete sie von Neuem die Hände und ersuchte den Priester, die heilige Handlung zu vollenden. Der Priester zögerte; es wurde an der Thür gerüttelt, man hörte eine donnernde Stimme: Im Namen des Königs öffnet, es geschieht ein Betrug — Angelique erkannte mit Beben diese Stimme, sie bat mit flehendem Auge den Priester, zu endigen, und in halber Zerstreuung vollendete dieser den Aktus, mit seinen geistweltlichen Augen in den bittenden Angeliques ruhend. Neuer Sturm an der Thür, welche gesprengt wird, Madam Berrault wirft Angelique einen Mantel über, „der Herzog“ nimmt sie bei der Hand und entweicht mit ihr durch ein Nebenzimmer, das er innen verschließt. Darauf öffnet die Berrault die eben weichende Thür, und fragt den mit Bewaffneten hereinstürmenden Vicomte, was ihm zu Dienst sei.

„„Wo ist der sogenannte Herzog?““

„Mein Herr Vicomte, Sie lästern die Todten: mein erster Gatte liegt auf dem père la Chaise, und

hieß vor aller Welt mit seinem rechtmäßigen Namen Msr. le Duc."

Angelique lebte in der Gegend von Orleans, beinahe ein Jahr lang still und ruhig mit ihrem Gatten auf einem einsamen Landhause. Da fragte sie ihn eines Tages, ob denn der Vicomte noch immer in Paris sei, und ob der Herr Herzog nicht bald nach Hofe zurückkehren werden. Ihr Gatte entgegnete, das solle in nächster Woche geschehen, der Vicomte sei nach Griechenland gegangen, und seine, des Gatten, Mutter habe ihm eine angenehme Stellung im Dienste der Herzogin von Angouleme verschafft.

In den Tuilerien erfuhr die sanfte Angelique, daß sie Madame le Duc, aber nicht Madame la Duchesse sei, und da sie gar nicht ehrgeizig war, so wunderte sie sich nicht lange, aber sie fing an, öfters und weniger furchtsam an den Vicomte zu denken, als man ihr erzählte, er habe aus unglücklicher Liebe zu ihr Frankreich verlassen. Wie man Frankreich verlassen könne, war ihr lange unbegreiflich; je länger sie darüber nachdachte, desto stiller wurde sie.

Einst ging sie gegen Abend mit mehreren Hofdamen spazieren, und eine der Damen erzählte, daß der Vicomte in Athen lebe, und alle Abende zwischen den Säulen eines alten Tempels mit einer wunderschönen Griechin sitze, welche ihm oft die Hand küsse. Der Vicomte stünde zu wiederholten Malen auf, lehnte sein Haupt tief in den Lorbeer, welcher sich an einer hohen Marmorsäule emporranke, sehe nach Norden und seufze. Darauf stehe auch die Griechin auf, streichle ihm liebkosend die Wangen, und führe ihn still in das Oelbaumgehölz, das in der Nähe sei.

Die Herzogin von Angouleme, welcher Angelique

jetzt wieder vorlas, fragte sie oft, warum ihre Augen so trüb seien, ihr Herzog mache sie ja doch nicht weinen. Angelique küßte ihr heiß die Hand, und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen.

Um jene Zeit ward es sehr unruhig in den Tuilerien, und ein Paar Tage darauf waren in Paris die drei Farben wieder Mode, Angelique aber floh mit der königlichen Familie aus Frankreich, und erfuhr erst in Schottland, daß ihr stiller „Herzog" im Louvre erschossen worden sei.

Es war auf der Deligence zwischen Eger und Amberg Nacht geworden, und als wir auf die Station kamen, hatte Alles Hunger und Durst; Madame le Duc wollte verschmachten. Der Vicomte war untröstlich, daß im Posthause, einer gewöhnlichen Kneipe, Alles schlief. Eigenhändig weckten wir eine mit bairischem Bier festschlafende Magd, und auf dem Kaminheerde ward ein großes Feuer gemacht. Da saß die liebenswürdige Französin, und wärmte sich, der Starost mit dem dunkeln asiatischen Gesicht stand nicht weit von ihr im hellen Scheine des Feuers, der Vicomte stand in ihrem Anschaun verloren vor ihr, und seine ganze wilde Karlistenseele lag in seinem Auge, und mit dem Auge auf den Blicken der holden Angelique, die sinnend in's Feuer fielen. Als ihre Hände warm geworden waren, reichte sie die eine dem Vicomte, und sah ihn mit jenem mädchenhaft, sanft fragenden Blicke aus St. Cloud an, und fragte nach der schönen Griechin. O, wie betheuerte er, — und ich freute mich, endlich daran glauben zu dürfen, daß

sie eine Französin sei, denn sie seufzte nicht, sondern gab ihm einen leichten Backenstreich.

Es war gegen Mitternacht; dennoch trat ein Soldat ein und verlangte unsre Pässe. Da er nur mit Mühe die deutschen entzifferte, so hatte er nicht übel Lust, die ihm stockfremden französischen bis zum Morgen zurückzubehalten, obwohl die Post in einer halben Stunde weiter ging. Mit solider Entschlossenheit nur brachten wir ihn von diesem polizeigemäßen Vorsatze ab; denn er behauptete steif und fest, Deutschland, und besonders Baiern sei nicht recht in Ordnung, und Niemand als die Franzosen seien Schuld daran.

In einem gut bairischen Wirthshause ist nichts als Bier zu haben, die schläfrige Magd kochte uns also brummend ein Warmbier, und wir aßen schwarzes, trocknes Brod dazu.

Jetzt ward der Vicomte in's Innere des Wagens gelassen, und er erzählte und sprach noch mehrere Stunden, es war Niemand schläfrig, und er war artig wie ein seidner Handschuh gegen seine wiedergefundene Herzogin, die glücklich befreite Wittwe des Sohns der Madame Berrault.

Er war viel gereis't und erzählte von den fremden Sprachen, wie von wunderlichen fremden Mädchen, aber das Neugriechische mit dem melancholischen i war immer die Favorite. Madame machte ihm das lebhaft zum Vorwurfe. Wer weiß es, wie die Römer und Griechen ihre Worte ausgesprochen haben, und man sollte eigentlich glauben, die romanischen Völker sollten namentlich das Römische am richtigsten aussprechen, aber die Subjectivität der französischen Aussprache geht bis in's Lächerliche. Wir Deutsche sprechen die klassischen Sprachen zwar auch deutsch, aber unsre

Pronunciation ist an und für sich einfacher, ich behauptete darum, wir sprächen am richtigsten Latein und die Engländer am richtigsten Griechisch, denn das th und die Vorliebe für halbe Vokale theilen auch die jetzigen Griechen mit den Britten, und der Engländer wird mit seinem Altgriechischen am ersten von den jetzigen Hellenen verstanden. Das erhitzte den Vicomte sehr, und ich mußte den Herrn Professor Zumpt in Berlin vielfach gegen ihn zu Hilfe rufen. Es ist aber wirklich nothwendig gewesen, das Verdienst Ludwigs XIV., das Französische zur allgemein verständlichen Weltsprache zu machen, denn das französische und englische Latein und Griechisch ist ein uns völlig unverständliches Idiom. Der Vicomte behauptete übrigens, die europäischen Sprachen wären alle durch eine engere oder weitläufigere Verwandtschaft verbunden, nur die Ungarn und Finnen gehörten gar nicht zu dieser Familie. Finnland war meine schwache Seite, ich erwiederte nur, die Franzosen brächten durch ihr leidenschaftliches Klassifiziren viel Uebersicht, aber auch viel Irrthum in die Wissenschaft. Es kommt ihnen auf einen kleinen Fehler nicht an, wenn der Ausspruch nur rund und imposant klingt. Sie sind die Rhetoriker in der Weltgeschichte.

Durch die wechselvollen Schicksale Frankreichs sind alle Parteien genöthigt worden, unter fremde Leute zu gehn, und ihrer Vernunft haben sich viel kosmopolitische Begriffe aufgedrängt, aber das Herz eines Karlisten ist altfranzösisch geblieben mit allem äußeren, geschmeidigen Wohlwollen und aller brutalen Eitelkeit eines Altfranzosen. Er hält seine kurze, fertige Sprache, die einen einzigen, glänzenden, purpurverbrämten Anzug hat, diese arme Sprache, welche

nicht einmal doppelte Leibwäsche besitzt, die Jahrzehnd um Jahrzehnd mit demselben verblichenen Purpur, denselben abgegriffenen Franzen kokettiren muß, er hält diese unglückliche Präsentirteller-Sprache für die schönste, er spricht vom Corneille noch heute: Oh, si noble, nennt den Shakespeare einen trivialen Barbaren, Fenelon und Bossuet Muster für Politiker, die Sprache des neuen Frankreich, Victor Hugo's und seiner Genossen vandalisch.

Es giebt sehr viel hergebrachte Begriffe in der Charakteristik von Ländern, Völkern, Klassen, die wie Buchstaben von Einem zum Andern übergehn, Schema werden. Sie ändern sich nicht, auch wenn sich die Dinge geändert haben. Ich glaubte, dahin gehöre auch die Schilderung eines Karlisten, und ich war überzeugt, die nachlässige neue Partei übertreibe bei Darstellung des Alten. Aber der Vicomte, ein noch junger, sehr erfahrner, unterrichteter Mann, war bis ins innerste Herz ein alter Karlist, und wenn man ihn reizte und solchergestalt einen seiner schwachen Momente herbeiführte, so kam die ganze, alte frankroyalistische Bestialität zum Vorschein. Er hätte in Paris die Schriften der Romantiker verboten, damit das Altfranzösische nicht darunter litte, er war voll Muth bis auf's Blut zu kämpfen, für seinen Glauben zornig zu sterben, aber er hatte nicht den kleinsten Muth, etwas gründlich Neues zu denken, er war streng aus dem unfruchtbar gewordnen Leibe der gebärmüden trojanischen Hekuba.

In ganz Frankreich haßte er Niemand mehr als Ludwig Philipp, die Republikaner behandelte er wie Engel neben jenem. Wer allen Leuten das Geld abgewinnt, den hassen alle Spieler.

Es ist merkwürdig, welch' ein Faible die Karlisten für den Napoleon-Journalisten, für Armand Carrel, den Redakteur des National, haben. Sie verehren in ihm den gefährlichsten Feind des jetzigen Königs, und den Sprößling einer nobeln Karlistischen Erziehung. Carrel ist nämlich unter der Fürsorge eines Grafen Chasel in der Provence aufgezogen worden, und alle Karlisten nehmen darum ein großes Interesse an ihm. Seine feinen Manieren, seine delicate, edle Schreibart, sein von aller Sanskülotterie entfernter Republikanismus, sein durchdringender, gebietender Seigneur-Verstand, Alles das, was ihn den Parteien so gefürchtet macht, nennen sie karlistischen Ursprungs, und als ich den Vicomte fragte, ob Carrel vielleicht gar ein versteckter kluger Karlist sei, schwieg er hartnäckig still.

Diese Idee ist ungefähr so geistreich wie die Vermuthung eines Berliner Polizeiraths, daß Kaspar Hauser ein Betrüger sei. Ein Herr von Lang hat diese Idee so glänzend ausgebildet, daß er die Meinung drucken ließ, Kaspar Hauser habe sich am Ende selbst todtgestochen, um seinen Betrug recht auffallend glaublich zu machen. Es war in diesem Baierlande, wo jener romanhaft unglückliche Knabe an's Licht des Tages kam —; jetzt, da ich dies schreibe, laufen erschreckliche Gerüchte wie heulende, blutdürstige Thiere der Wüste im Lande herum, und je mehr man sie zu unterdrücken trachtet, zu desto wilderen Volksmährchen werden sie ausarten, und ein gut Theil der annoch bestehenden Religion verschlingen. Die Geschichte hat ein Einsehn, und will dem armen Kaspar wenigstens einen historischen Namen sichern für sein fabelhaftes Unglück.

Auch Carrel hat sich einen scharfen, kalten Karlistendegen in den Leib stoßen lassen, um seine Rolle

wahrscheinlich zu machen, der feine, geistreiche Mann, der nicht nur ein Herz voll Muth, sondern auch einen Kopf voll Muth besitzt, siecht dahin unter einer altfranzösischen Wunde, und wenn sein Leib verkümmern und am Ende das muthige edle Herz brechen wird von jener karlistischen nackten Zudringlichkeit, so werden sie sein Andenken noch beflecken mit der plumpen Verläumdung, er sei ein versteckter Karlist gewesen.

Denn sie werden es noch lange nicht begreifen, daß man ein demokratisches Herz und doch aristokratische Augen und glatte, reine Hände und Sitte und Grazie in Worten und Gliedmaßen haben könne. Solche Dinge sagte ich dem Vicomte, und ich sagte ihm, daß sie Frankreichs neuestem Edelmann und der Adelsschönheiten letztem Retter und dem jüngsten Napoleon in Armand Carrel, dem Redacteur des National den Degen in den Leib gerannt hätten, und daß ihre Heldenthaten dumme Streiche seien.

Er ward sehr heftig trotz Angeliques Beschwichtigungen, denn die Politik geht dem Franzosen auch über die Liebe; aber Angelique war sehr liebenswürdig dabei. Sie war Karlistin, weil sie als solche aufgewachsen sei, der Karlismus war ihr Vater und Mutter, sie liebte ihn, ohne zu fragen, wie er aussähe. Daß ich Recht haben könnte, stellte sie gar nicht in Abrede, sie habe aber auch Recht, obwohl sie nicht wüßte, warum.

Allmählig machte der Schlaf seine Rechte geltend, und all' die Dinge, welche die Menschen trennen, sanken in Staub und Asche vor der Menschlichkeit. Als wir erwachten, hielt der Wagen zu Amberg auf dem Markte, und Alles um uns war Baiern. Es ist unglaublich, wie dieses Völkchen in sich abgeschlossen

und fertig und beschränkt ist; wenn sie was sprechen, so betrifft es immer Baiern, und sie sind eigentlich ganz verwundert, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Sie sind eine streng-bairische Nation, und ihr Nationalheiligthum, ihr vaterländischer Mittelpunkt ist das Bier. Wenn der Baier in Bengalen das Heimweh empfindet, so ist das nichts als Durst, Durst nach bairischem Biere. Dieses Bier hat allen kosmopolitischen Fortschritt aufgehalten, alle Welt ist ihnen gleichgültig, denn sie sind durstige Materialisten, und der Durst ist ihnen die erste und letzte Aeußerung der Kultur. Wenn die Studenten und mit ihnen die letzten Reste des alten Germanenthums, die Trinkgelage, von denen Tacitus erzählt, zu Grunde gehn, so wird immer noch Baierland die letzte Studentenkneipe repräsentiren, wo man trinkt, absolut trinkt, an sich trinkt, wo man trinkt, bloß um zu trinken ohne störende Nebenzwecke.

Dieser Materialismus liegt wie das Meklenburgische Wappen mit untergestützten Armen faul und feist auf den Gesichtern, er glänzt von den fetten Backen, den wohlgenährten Backenbärten, er liegt wie ein dämmernder Schlaf auf den Bewohnern. Es ist ein gutes, starkes Volk mit starken Knochen und vollen Herzen, aber es hat seine höheren Thätigkeiten abgestumpft, jede Begeisterung ist abgedämpft und äußert sich höchstens noch als Grobheit, die Zunge und die Wünsche sind schwer und träg und schleppend geworden, das Land ist fleischig, und seine Sehnen sind dick und stark, aber die elastische Geschmeidigkeit, welche schnellt und schafft, sie ist nicht mehr zu finden, die Frische, die Jugend, das Grün, der Frühling — Alles ist mit Bier überfluthet. Man ist nicht mehr

keusch nüchtern, ein steter Dämmer webt um die gläsernen Augen, und die frischen, thauigen, nüchternen Morgenstunden sind's, in denen die Völker ihre historischen Gedanken und Vorsätze empfangen.

Ich bemerke hierbei für viele andere Fälle, daß auf dergleichen Charakteristiken nicht mehr zu geben ist, als man auf Anschauungen zu geben pflegt. Man muß die Einseitigkeit des Individuums dabei nicht vergessen. Es geht in solchen Dingen wie in der Medizin, wo einzelne Fälle leider nur zu oft ein ganzes Verfahren, ein Gesetz erzeugen. Nationen sind reich an Millionen von Richtungen, der Beobachter experimentirt, einen Durchmesser dieser Richtungen zu finden, und er hat doch nur zwei Augen, und er hat doch nur e i n e Auffassungsgabe, nämlich die seine. Man muß also auf solche Worte sich eben so wenig verlassen, als man sich auf den zärtlichen Blick einer Kokette verlassen darf, ein Reisebeschreiber muß aber mit den Gegenständen kokettiren, da er nicht immer und Alles wirklich lieben kann, und da einem Liebesblicke sich doch mehr öffnet als einem gleichgültigen.

An der Westgränze Baierns hinab äußert sich auch diese Nation schon ganz anders, da wächst schon die Rebe statt des charakterlosen langgereckten Hopfens, und aus dem Weine steigen die Geister, aus dem Biere die Gnomen.

Wir saßen in einem großen Zimmer am Markte zu Amberg, und frühstückten. Draußen ritten bairische Reiter zum Exerciren vorüber, innen ging Karlismus und Politik im warmen Kaffee unter, wir waren nicht kriegslustig, sondern hungrig und es war Alles sehr schön in der Welt.

Da schlug plötzlich die Nachricht wie ein Donner-

wetter ein, daß die Tour Angeliques hier von Amberg abginge gen Nürnberg, nun war die Verwirrung der Gefühle groß, keiner wußte, wie viel er davon entfesseln sollte. Auch Angelique hatte die Unbefangenheit verloren, ich glaube, das verwittwete Mädchen wußte es jetzt noch nicht genau, wie sie gesinnt sei gegen den Vicomte. Und der Vicomte wußte erst gar nicht wohinaus; er faßte hastig an alle Taschen, an Kopf und Hals, an Kragen und Flügel seines Rocks, als suche er das, was Noth thue. Ich sah's ihm an, die karlistische Pflicht rief ihn nach München, und er dachte selbst an keine Rettung. Bei solchen Gelegenheiten beschäftigt man sich in der Angst des Scheidens am ersten mit den unbedeutenderen Personen: Angelique nahm weitläufigen Abschied vom Starost und von mir. Aus ihrem großen Pompadour zog sie eine grün und weiße Karlistenkravatte, die schenkte sie mir zum Andenken, ich zog als Erwiderung ein Buch aus der Manteltasche des Starosten, und bat sie selbiges von mir anzunehmen, und es in Paris übersetzen zu lassen, es würde die Bourbonen wieder glücklich machen. Erst später bemerkte der Starost, daß ihm ein Band von Börnes Briefen fehlte. Und nun versprachen wir einander noch, nämlich Angelique und ich, wir wollten einander schreiben, aber ganz gewiß und recht Viel. Als sie fort war, fiel mir der Uebelstand ein, daß sie meinen Namen nicht wußte; und daß wir unsre beiderseitigen Reiserouten und die spätern wahrscheinlichen Aufenthaltsorte nicht kannten.

Sie hatte mir die Hand gegeben, und dann hatte sie der Vicomte hinausgeführt an den Nürnberger Postwagen. Zum Sprechen war nicht mehr viel Zeit

übrig geblieben, und sie hatten gewiß das Beste vergessen; ich habe nie erfahren, was sie damals mit einander gesprochen haben, ob über auswärtige oder innere Angelegenheiten.

Aber es war mir wehmüthig und leer zu Muthe, als der große Wagen mit Angelique um die Ecke fuhr, und verschwand. Gleich neben dem Gasthause in Amberg ist die Kirche — da ging ich hin, um auf andre Gedanken zu kommen. Es gelang mir wohl auch, denn es beteten lauter alte Weiber, die nicht mehr zum Sündigen taugten, und es hingen die Bilder von lauter geschundenen, gerösteten und gesottenen Heiligen an den Wänden. So kam ich auf andre, wenn auch nicht bessere Gedanken. Für Kunstkenner, welche ihren Kenntnissen zu Liebe reisen, bemerke ich, daß der heilige Sebastian auf dem Altarblatte in den Reisebeschreibungen und bei den Ambergern eine große Renommée hat. Es passirte ihm und mir das Unangenehme, daß wir uns nicht für einander interessirten. In Leipzig und Magdeburg würde übrigens solch' ein nackter Sebastian wegen der Keuschheit und Moralität nicht geduldet: es müßten ihm wenigstens ein Paar Pantalons angezogen werden. Die nackten Bilder in den katholischen Kirchen sind übrigens sehr wichtig geworden für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, solch' ein heiliger Sebastian hat manches illegitime Genie Ambergs zu vertreten. Ich fühle immer ein tiefes Mitleid, wenn ich solche Bilder in Nonnenklöstern sehe und an die unglücklichen Augen der armen Nonnen denke.

Die Bilder in den katholischen Kirchen sind sehr wichtig für die Kultur- und Literaturgeschichte; es gäb' auch viel weniger Romane ohne sie.

24.

Regensburg.

Der Weg geht durch flache Thäler und stumpfe steinige Berge fort; das Land sieht indifferent aus, ohne besondern Fleiß, die Leute geben sich nicht viel damit ab, sondern halten sich mehr in den Bierstuben auf. Auch der niedrige Böhmerwald bildet nur einen matten Seitengrund. Aber man merkt es, daß man mehr nach dem eigentlichen alten deutschen Reiche kommt, hier und da erblickt man ein verfallen Schloß, und die Dörfer werden immer seltner, die Einwohner haben sich zum Schutze vor den straßenräuberischen Edelleuten hinter die Mauern kleiner Städte gezogen; von da aus treiben sie auch den Ackerbau. Der Trotz gegen das Feudalthum beginnt.

So wie man an den Regen, einen artigen Fluß, kommt, gewinnt das Land ein etwas weicheres Ansehn.

Der Regen soll ein alter Bojoarier gewesen sein, welcher sich weit umher das Land unterworfen hat. Als er weiter vorgedrungen ist, hat man ihn überredet, sich taufen zu lassen, und zum Gedächtniß an diesen Aktus hat er das Städtchen Regenstauf erbauet, durch welches wir passirten. Er ist aber noch weiter hineingezogen ins Land und hat sich eine große Residenz angelegt, und hat sie nach seinem Namen Regensburg genannt. Der Name ist geblieben, aber seine Herrschaft ist verschlungen worden von einem größeren Eroberer, der von Süden her gekommen ist. Dieser hat von des Regens stolzer Burg gehört, und ist mit all' seinen Mannen ein Stück nördlich gezogen, obwohl er sonst den Norden nicht geliebt, hat sich den Regen sammt seiner Herrschaft unterworfen, und sich dann stolz wieder nach Süden gewendet. Dieser Herrscher aus Süden hieß aber Danubius. Als die Römer in's Land kamen, gab es in Deutschland sehr viel Regenwetter, und als später der heilige Bonifazius mit dem Christenthume kam, da wurde überall getauft, und das Wasser wurde mächtig, so sind allmählig alle die alten Herrscher in Flüsse verwandelt worden, und man hat ihre Macht durch Ufer und Eisböcke und Brücken und Wehre gebrochen. Nur wenn der Frühling und der Sommer kommt, da schwillt ihnen in der warmen Sonne gewöhnlich das Herz noch einmal auf von ihrer alten starken Herrlichkeit, und sie sprengen die Ufer und Brücken und versuchen eine Emeute, zu einer Revolution können sie es aber nicht mehr bringen.

Solch' eine Emeute war eben im Beginn, als wir bei Regensburg an den Danubius kamen, dessen Zorn man mit dem weichen Vokalnamen Donau zu beschwich-

tigen gesucht hat. Grimmig schlug er seine grünen Locken an die Pfeiler der massiven Brücke, aber der alte Held ist der Kinder Spott geworden. Ein bairischer Minister fuhr rasch mit vier Pferden drüber hin, und ignorirte ihn völlig.

Wie ein auf einander gethürmter Haufe von Häusern und Thürmen sieht die alte Reichsstadt aus, und als ich in die engen, winkligen Straßen fuhr, da dacht' ich an die Einzüge der Fürsten und Herren zu den Reichstagen, an ihre Fähnlein und ihre Schnurrbärte und an die ganze mediatisirte Herrlichkeit, deren breiter Wahlplatz das westliche und südliche Deutschland ist. Da die Reaction vom Jahre 1833 so glücklich von Statten gegangen ist, so haben diese alten Reichsperücken auch wieder zu wackeln angefangen, und sie singen wieder ihre schlecht stilisirten verschollenen reichsfreiherrlichen Unkenlieder in der Allgemeinen Zeitung, und wollen privatim Gesandte zu den Kongressen schicken. Aber sie sind ein kläglich Fahrzeug zwischen der Scylla und Charybdis, nicht das Volk, nicht die Fürsten wollen die Herrschaft mit ihnen theilen. Seit Ludwig XIV. haben die Fürsten jene unbequemen Vasallenrechte in Vergessenheit gebracht, und die Mediatisirung der kleinen Souveraine auf dem Wiener Kongresse war nicht der kleinste Sieg der größeren Souvraine. Seit der herrentragischen vierten Augustnacht zu Paris sind sie auch bei der andern Partei mit der Todesstrafe belegt — sie sind der einzige unglückliche Punkt, über dessen Begräbniß die Fürsten und Völker eines Sinnes bleiben.

— Es war schon gegen Abend, als ich nach Regensburg kam, und ich eilte gleich von dem Postwa-

gen nach dem Dome der jetzt die größte Merkwürdigkeit von Regensburg ist. Reell sah er mich an mit seinen hohen steinernen Mauern und Pfeilern. Man kommt sich ärgerlich klein vor im Angesichte eines solchen mittelalterlichen schweigenden Gebäudes. Aecht christlich, zur Demuth niederbeugend, ist der Anblick der alten Dome. Sie sind so breit und massiv und ohne alle moderne Renommisterei, daß man ihre lastende, gebieterische Größe und Gewalt erst empfindet, wenn man dicht vor ihnen steht. Lauter kleine Einschnitte und Vertiefungen strecken sich unendlich lang an der Facade in die Höhe, und in kleinen Nischen unter zierlichen gezackten Schutzdächern stehen putzige Könige und Frauen und Bischöfe, die in der Nähe ganz artig groß sein mögen. Krauser als die Wellen des Meeres laufen die mannigfachen steinernen Schnörkel bis an den Giebel hinauf, wie die tausend kleinen Gesetze und Verbote des Christenthums — man sieht solch' einem Dome die ganze Muße des Mittelalters an, wo ein einziger Mensch sein halbes Leben an solch' einem kleinen steinernen Bischofe, an solch' einer Reihe Schnörkel arbeiten mochte, die man beide niemals in der Nähe sah.

Drinnen im Dome war es schon mittelalterlich dunkel, und ich glaubte die langen und langweiligen Gesichter und Gestalten der alten Reichstage in den Seitengängen hin und herziehn zu sehn. Die blau und roth gemalten Fenster fielen wie matter, romantischer Karfunkel in das hohe Schiff der Kirche, ich dachte an des Ofterdingens „blaue Blume" und setzte mich auf eine steinerne Stufe. Es muß doch auch schön gewesen sein damals, wo man nichts zu denken brauchte, sondern so träumerisch vor sich hin lebte,

und sanfte Mädchen mit niedergeschlagenen Augen küßte, und schwermüthige, wellenweiche Lieder summte, und wo es keine Polizei und keine Recensenten gab. Wenn Einem die Poesie ausging, da trat er in solch' einen Dom, denn solch ein hoher Dom ist ein himmelhoher poetischer Gedanke, vor dem man sich beugt, wenn man bedenkt, daß die Menschen oft ein Jahrhundert diesen einen, einzigen Gedanken haben mußten, um ihn fertig zu bauen. Welche Erhabenheit in dieser Armuth — und in diesen Worten liegt ein Mittelalter. Neben mir war ein unermeßlich tiefer Brunnen, grundlos tief wie die Gnade; der enthielt lauter heiliges Wasser. Hier konnten, gleich einer ganzen Heerde, die Sünden abgeschwemmt werden. Die guten Schäflein; man möchte lächeln, wenn es die Rührung zuließe. Alles ringsum war Stein — und wenn draußen an der Donau der Eine dem Andern den Schädel eingeschlagen, und wenn er den nun unnützen Körper in's Wasser gestoßen hatte, so ging er hierher in den Dom, und nach einigen steinernen Stoßgebeten war's so gut, als ob nichts geschehen sei. Wahrlich, die katholische Religion ist die größte Künstlerin, ihre Theater, das sind die Dome, sind an Effekt noch unübertroffen.

Ich setzte mich auf eine Altarstufe und stützte mein Haupt in die Hand, und ließ es weben und schweben und träumen und fliegen in mir mit blau, roth und gelben Farben in der geheimnißvollen steinernen Stille. Der Starost ging sporenklirrend scheußlich modern an mir vorüber, und warf die entsetzliche Aeußerung hin, es ennüyire ihn, daß er hier keine Cigarre rauchen dürfe. Der Mensch kam mir wie ein Druckfehler vor;

es ist ein Vergehen, in einem Dome das Wort „ennüyiren" auszusprechen, es ist ein Verbrechen, nach einer sündhaften Cigarre zu verlangen. Ich verabscheute den Heiden und ging weiter, und versank immer tiefer und tiefer in das Dunkelblau des Ritterthums, aus welchem geheimnißvoll die blanken Rüstungen glänzten, und die langen weißen mysteriösen Frauengewänder schimmerten; ich hörte hoch in der Luft die ernste, heilige Glocke summen — Maria, o lateinische Maria, wo bleibst Du, sagte ich halb singend vor mich hin.

Da fühlte ich wirklich eine weiche Hand auf meinem Haupte, und hörte die Worte: Stehen Sie auf vom Altar, der Vater läutet die Vesperglocke.

Bist Du's wirklich, Maria — „Ja," sprach das Echo.

Es war ganz dunkel im Dom, ich faßte ihre Hand, und mein Herz segelte im Schiff der Kirche mit Liebesgedanken umher.

„Bitte, stehen Sie auf," sagte Maria, „die Leute kommen zur Vesper." — Warum, entgegnete ich, warum, Maria, sprichst Du in solch feierlichem Augenblicke nicht „Du" zu mir?

Ach, darauf erwiederte mir das katholische Mädchen, sie heiße gar nicht Maria, sondern Veronika, und sie kenne mich nicht, deßhalb dürfe sie mich nicht dutzen.

O, Novalis mit der „blauen Blume;" es war ein ordinaires Mädchen, welches ein Trinkgeld dafür haben wollte, daß sie mich statt des Küsters geweckt hatte, welches mich in aller Eile darauf aufmerksam machte, daß die Orgel von Holz sei, und die gemal-

ten Fenster zum Theil ganz neu von München gekommen wären.

Dieses Mädchen kostete mich ein Trinkgeld und eine Stunde Mittelalter, und jetzt sagte ich selbst zum Starost: Lassen Sie uns eine heidnische Cigarre rauchen, das Mittelalter ist undankbar.

— Wir suchten uns das Rathhaus, wo die Reichstage gehalten worden sind. Durch schiefe, kleine Gassen, eng wie Korridore, kommt man hin, und wenn man vor dem Rathhause steht, so fragt man einen Vorübergehenden, wo das Rathhaus sei, in welchem die großen Reichstage gehalten worden sind. Es ist nämlich ein kleines verschobenes Gebäude mit grämlich verzogenen Fenstern. Die Alten brauchten wenig Raum zum Reden, ein Wort und drei Thaten, und das nennt man thatsächlich, jetzt heißt's: drei Worte und noch keine That, und das nennt man civilisirt. Die rohe That tritt allerdings immer mehr zurück bei der Civilisation. Aber es ist die Sorge, welche den Schriftstellern obliegt, daß die schnelle, schöne, frische That nicht vergessen werde.

Uebrigens denkt man sich die Römer und die Ritter und die alten Städte so ungeheuer, und irrt sehr. Weil sie weit entfernt sind, vergrößert man sie ungebührlich, denn die Entfernung der Zeit wirkt entgegengesetzt von der Entfernung des Raumes: eine entfernte Zeit macht groß, ein entfernter Raum klein. Die großen Rüstungen, welche man der Rarität halber aufbewahrt hat, die Heldengedichte und die Romanschreiber haben auch das Ihrige gethan.

Man klagt jetzt darüber, daß wir keine Heldengedichte haben, Heldengedichte hat nur eine uncivilisirte oder halbcivilisirte Nation. Mit den ausgebildeten Fähigkeiten schwinden die Wunder. Eine beginnende Poesie bedarf aber der großen Massen, der kollossalen Formen, der Uebertreibung; daher haben wir so thurmhohe Vorfahren erhalten, und den Romanschreibern ist alles Excentrische willkommen: je größer der Ruprecht, desto mehr erschrecken die Kinder. So sind wir zu der Idee von riesenhaften Menschen gekommen, welche vor uns gelebt haben.

Ein breit geharnischter, kolossaler Ritter, wie er uns geschildert wird, kann wahrlich manche Straße Regensburgs gar nicht passiren.

Indeß darf das Abläugnen jener großen Körper nicht allzuweit getrieben werden: Wie wir den Geist pflegen, so pflegten sie damals den Körper, und Dummheit macht groß und stark, der Leib ist ein Feind des Geistes, lehrt schon das Christenthum; wer wenig denkt, ißt viel.

Ferner lebten die Leute einfacher, und aßen keine komplicirten Speisen voll Gewürz und Erschlaffung. Roland wäre nicht Roland geworden, hätte er viel Gänselebern von Straßburg verspeis't.

Ein altes Hautrelief am Regensburger Rathhause wird allen Fremden gewiesen. Ein ungarischer Ritter und ein verurtheilter Bürger werden dargestellt. Der Ritter ist geharnischt, und der Bürger nur mit einer Keule bewehrt, schlägt aber den Ritter todt. Das Gebilde versinnlicht den alten Reichsbürgerstolz, welcher der erste Kämpe war gegen den Adel.

In der Regens-Burg ließen wir auch den Regen gefangen zurück, und bei einer schimmernd hereinbrechenden Nacht fuhren wir hinauf gen Landshut und München. Die Straße gilt nicht für ganz sicher, und ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat setzte sich auf den Vordersitz neben den Kondukteur. Es waren aber im Innern nur zwei schmale Plätze, und der Vicomte mußte sich auf uns setzen. Nicht der revolutionärste Lärm erschütterte den Kondukteur, einen gleichmüthigen Baier. Es war eine Höllenstation, und ich betete inbrünstig den Herrn von Nagler an. Der Vicomte klapperte vor Grimm und Kälte, und wünschte nichts als einen französischen Degen. Als der Kondukteur bei der nächsten Station abstieg, nahm der Vicomte seinen Platz ein, und sagte dem opponirenden Kondukteur, er werde ihm den Schädel einschlagen, sonst sagte er aber nichts, wie viel auch jener sprach. Nun ward der Soldat oben auf's Verdeck postirt, und dort nahm er sich gut chinesisch aus. Die knirrschenden Feinde saßen aber jetzt neben einander, und haßten sich schweigend; ja sie schliefen voll Haß neben einander.

Es war ein schöner Morgen, als wir nach Landshut kamen, und der mädchenschlanke, himmelhohe Thurm mit dem pfeilhoch fliegenden Dome unter sich lachte uns weiß und roth in der Morgensonne entgegen wie eine luftige Himmelsfee. Das ist der Dom einer schönen Religion, schlank wie weiße Mädchenarme streckt er seine hohen, hohen Pfeiler zum Himmel auf, der Tag flog wie ein Freudengedicht im hüpfenden Sonnenscheine von der kühnen, graziösen Kuppel herab auf die Menschengesichter, die ganze freie, luftige Kirche athmete Muth, lustige Kühnheit,

fröhlichen Flug nach dem blauen Himmel, wo das Glück und die Schönheit wohnt. Dieß auffliegende Haus, diesen himmelan rennenden Thurm hat ein fröhlicher Christ erbaut.

Es ist einer der höchsten Thürme und Dome in Deutschland, und im gegenüberliegenden Gasthofe, wo ich ihn im Auge hatte, schmeckte mir das Frühstück vortrefflich. Solch' eine Baukunst erzeugt Kourage, man sieht's an diesem Wagniß, daß wir kleine Götter sein können, und daß wir mit dieser Kunst dem schaffenden Gotte am nächsten kommen. Mit dem babylonischen Thurme haben die Heiden sicherlich einen Weg in den Himmel erbauen wollen, der Egoismus nur, der Vater des Zanks und des Krieges, hat das Unternehmen gestört; sonst wären wir vielleicht jetzt schon bis zu einem hohen Sterne vorgedrungen. —

— Der Lärm, der von München herunterkam, als wir weiter fuhren, wurde immer größer und tobender, die Isar war aus ihrem Bett gesprungen, und sprang über die Felder und Landstraßen. Todtes und halbtodtes Wild kam dahergeschwommen, rasche Hirsche, furchtsame Hasen, sogar schlaue Füchse in Menge. Es war als bräche die Sündfluth über die bairischen Biersünden und sonstigen Sünden herein. Wir fuhren immer tief im Wasser, und mußten endlich auf die Augsburger Straße ablenken. Wie das Gericht erwartend erhob sich hinten am Horizonte München mit seinen stumpfen, plumpen Thürmen, ein Anblick einfach und reizlos.

Die Straße führte über eine stille Ebene, auf welcher bald hier bald dort ein kleiner Forst lief. Neugierig stand an der Waldecke ein Reh, und sah sich

um, friedlich weiß leuchtend schaute tief aus einem geraden Waldwege Schloß Schleißheim herüber, und lud uns ein zu den schönen Gemälden, welche es birgt. Ein kühler Wind strich über die Fläche, München liegt auf einem hohen Plateau, fast so hoch wie der Harz über der Meeresfläche. Mich fror immer mehr, je näher wir kamen.

25.

München.

Diese Residenz ist gegen alles Fremde in fortwährendem Vertheidigungszustande; schon ein weites Stück vor den Thoren harren mit Soldaten gefüllte Wachthäuser der Ankommenden, und beginnen das erste Examen, sobald man aber die Stadt betritt, da wehen Einem mit frischer Kühle die klarsten architektonischen Gedanken entgegen, es empfängt Einen die breite Ludwigsstraße, und wie stumme Götteraugen ruhen links und rechts alle die neuen sauberen Gebäude von klarster Schönheit. Es ist von Augsburg her ein Entrée, was die alten Gedanken an Athen und Florenz aufweckt in der staunenden Brust. Und selbst die Gebäude, welche nicht fertig sind, erfrischen und stärken das Auge durch die Sauberkeit ihres Negligées. Die Ziegel ordnen sich wie gemalt, die Gerüste und Apparate sind mit Delikatesse eingerichtet, es hat Alles

ein so appetitliches Ansehn, als wären es lauter Meisterstücke, wo wirkliche Künstler die Steine auf einander gelegt hätten, an welche keines faulen, kalkschmierigen Maurers unreine Hand gekommen wäre.

Es ist nicht zu läugnen: reifer, geläuterter Geschmack baut in München. Nicht jene plumpe antiquarische Kenntniß, welche die Schönheit der Dinge auf Autorität annimmt, nicht jene plumpe historische Pietät ist's, welche in Baiern eine Residenz Griechenlands baut, es ist ein feiner, gebildeter Schönheitssinn.

Wir fuhren Schritt für Schritt durch diese kühl und vornehm stolze Ludwigsstraße, als würden die indifferenten Postgäule eingeschüchtert durch die still harrenden Palläste und ihre marmornen Augen. Das sauber Thatsächliche lächelt dem raffinirtesten Ideologen in's Gesicht.

Der Maxpallast, die Ludwigskirche und noch neuere Bauten stehen da in ungeschminkter Grazie wie Statuen mit tadellosem Mantelwurf, und doch so fein, daß man süße Taillen in ihnen zu erblicken meint. Wie eine räthselhafte Sphynx ruht das Theater auf schweren, gewichtigen Säulen, keine seiner schweigsamen, klassischen Mienen verräth, ob Ernst oder Scherz hinter den stolzen Brauen wohne.

Ich mußte sogleich von der Post zurücklaufen, um all' das noch einmal zu sehen; ich glaubte, in einer griechischen Kirche gewesen zu sein, wo ringsum Schönheit war, und doch nichts den Himmel und die sonnige Hoffnung verbarg. Still waren die Straßen, ich glaubte in Pompeji oder Herkulanum oder sonst einer unterirdischen Stadt zu sein. Die still an den Häusern hinschleichenden Bewohner glichen Fremden,

die alle verschiedene Sprachen redeten, und darum keinen Versuch machten, sich miteinander zu verständigen. Oder sie waren aus Irrthum oder Neugier hergerathen, und sie wagten es noch nicht, in der tiefen, todten Stadt laut zu sprechen. Wahrlich, mir war's, als befände ich mich in dem prächtigen Pallaste Belsatzars, und es sei eine Sonnennacht, und Alles schlüge die Augen nieder, weil man in jedem Augenblicke die gespenstische Hand erwartete, welche ein unglücklich Wort an die dunkle Decke schreiben werde. Es ängstigte mich unter all' der Schönheit das unheimliche Gefühl, als sei nicht nur ein großes Unglück geschehen, sondern, als erwartete man mit Bangen jeden Augenblick ein noch größeres.

Es war Krankheit, werden die Objektiven sagen — ja, ja Krankheit, schwere Krankheit, Münchner Krankheit. Ich wollte sie von der Stirn und von den Augen streichen, ich nahm die Mütze ab, und fuhr mit der Hand über die Haare, um die bösen Dämonen in die Luft zu scheuchen, aber es kamen immer nur die Worte der unglücklichen Königin Elisabeth auf meine Lippen: „Man ist sehr ruhig in Madrid."

Mit Mühe erfuhr ich von den gleich Schattenbildern Vorübereilenden, daß im englischen Garten Concert sei. Obwohl hie und da ein Häuflein Menschen hinging, so hörte man doch kaum ein Geräusch, kein Bursche sang, kein Gassenbube pfiff, kein Mädchen lachte, der Hofgarten, welcher an die alte Residenz anstößt, war höchst anständig ruhig, obwohl es ein schöner Sommerabend, und noch dazu ein Sonnabend war, wo die Handwerker am Feierabende die Sorgen der sechs Wochentage abschütteln. Nicht ein-

mal ein Vogel sang, und man hat mir später erzählt, daß nach München keine Nachtigallen kämen, weil es zu kalt sei. Arme Stadt, wo keine Nachtigallen singen! Was helfen dir deine schönen kalten Häuser, was hilft die Schönheit ohne die Liebe, und die Stimme der Nachtigall, das ist die Liebe, sie ist das Herz der Luft und der Bäume. Armer Hofgarten ohne Herz!

An zwei Seiten desselben ziehen sich die sogenannten Arkaden hin, Säulengänge, an deren Wänden Freskogemälde angebracht sind, meist italienische Landschaften. Aber die kalte Münchner Luft grollt den heißen Farben, und Italien wird unter den Arkaden täglich ärmer. Gegen diese arkadische Idee läßt sich nichts einwenden, es kommen Einem so hübsche hesperische Träume, wenn man daneben hinwandelt, auf fremde Bäume sieht, und eine Münchnerin mit ihrem goldnen Riegelhäubchen vorüberhuscht.

Wir gingen tiefer in den Park, wir suchten das Concert, die Isar braus'te und tobte, und drohte in einer finstern Nacht die ganze Einsamkeit mit Todesvergessen zu überziehn. Schweigsam kam die vornehme schöne Welt von dem Concerte gefahren; man sagt mit Recht die schöne: die Weiber in München sind eben so schön wie die neuen marmornen Häuser. Ja, sie sahen an jenem Abende auch eben so klassisch aus: die Züge stumm und steinern, ich habe keinen Affekt wahrgenommen, und nach vielen Stunden waren die Kleider noch eben so unverändert wohl gefaltet, als ob sie eben aus dem Garderobenzimmer kämen.

Später versicherte man mir indeß, hinter den steinernen Mauern brenne mitunter die heißeste Liebesfreude, und auch die vornehmsten schönen Münchne-

rinnen hätten heiße Herzen, und es kämen späte Stunden, wo die glatten Gewänder ihre Gewissenhaftigkeit verlören zum Aerger der Kammerzofen, wo der Marmor des Busens und Leibes heiß werde unter Pygmalions Munde. —

— Das hat mich innig getröstet. Und es ist ein sehr schöner Irrthum, den solcher Trost berichtiget.

Ich ging hin, um den „Archivarius des Königs" zu suchen, nicht des Königs Ludwig, sondern sonst eines Königs. Dieser Archivarius, ein Doktor der Philosophie, hatte ein Buch über die Narrheit unsrer Tage geschrieben, obwohl er selbst aus Berlin war; er las übrigens alle Zeitungen, und war somit das beste Intelligenzblatt; er wollte mich auf meiner weiteren Reise begleiten, und hier in München wollten wir einander zum ersten Male sehen. Ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er noch nicht 24 Jahr, mäßig blond, kurzsichtig und ein leidenschaftlicher Verehrer Wolfgang Menzels und der griechischen Partikeln sei, ja für letztere einst ernsthaft und häuslich geschwärmt habe. Vor jedem halbblonden jungen Manne blieb ich stehen, und sah ihn an, und fragte mit den Augen, ob er der Archivarius sei, und mich gefälligst erkennen und umarmen wolle. Es machte aber keiner dazu Anstalt, der Instinkt schwieg, und ich kam wirklich auf dem gewöhnlichen Wege, den gewöhnlichen Treppen zur Wohnung und Bekanntschaft des brieflichen Archivarius.

Wir besprachen mit einander, was wir für berühmte Leute werden würden, wenn das so fortginge mit unsern sich entfaltenden Geistern, und dann gingen wir in's Theater. Hier bewaffnete er seine Augen bis an die Brauen, und wies mir in einer kleinen

Loge ein schönes Mädchen mit glänzend schwarzem Haar und einem Freudenauge, das kein Geheimniß machte aus dem Glücke, dem es entgegensah. Denn es war alles Uebrige tadellos schön an dem Mädchen.

Der Archivarius beklagte sich bitter, daß er mit dem Mädchen nicht zusammen kommen könne, eine kurzsichtige Tante beaufsichtige sie; aber das Mädchen sei gewiß nicht kalt. Gewiß nicht. — Er ging im zweiten Akte von dannen, um die neu angekommenen Journale eiligst zu lesen; vor dem Schlusse versprach er, wieder einzutreffen. Das Mädchen sah lustig wie ein glänzender See herunter, und ich hatte also Recht, daß der Doktor nicht bloß ein Doktor, sondern „der Archivarius des Königs" sei, dem das Lesen noch wichtiger ist, als das Lieben. Ich bat ihn um sein selbst willen, bei dieser Gelegenheit einen rasenden, liebes- und todesentschlossenen Brief an das Mädchen aufzusetzen, er werde sie heute sprechen, aber vielleicht nicht lange genug sprechen, um des Briefs zu entbehren. Er ging kopfschüttelnd.

Das Innre des Münchner Theaters ist weit, hoch, reich, golden, prächtig, überprächtig, überladen. Die rastlos aufsteigenden Logenreihen überfallen und überfüllen das Auge, die massiven Farben schüchtern es ein. Aber es ist ein Vorhang im Münchner Hause, wo von einem grünen, überaus grünen Hügel ein schönes Frauenzimmer hinabfliegt in's Land mit den Klängen und der Schönheit und sonstigen Dingen, dieser Vorhang ist voll wohlthuender poetischer Verheißung.

Das Theater ging zu Ende, der Archivarius kam wieder, der Starost ward in's Komplott gezogen, wir warteten an den Thüren. In den weichen Sommer-

mantel gehüllt, kam das schöne Kind mit der kurzsichtigen Tante. Der Bediente hob beide in den Wagen, schlug den Schlag zu. In diesem Momente flog auch sein Hut vom Kopfe, er war von mir und dem Starost vom Wagen fort und in's Gedräng gedrückt, dem Archivarius saß der Tressenhut auf dem Kopfe, er sprang hintenauf, ich rief: „fort," und der Wagen donnerte von dannen.

Der Bediente suchte seinen Hut; ich sagte ihm, ein Polizeidiener habe ihn aufgehoben, hierhin, dorthin sei er gegangen. Ich beneidete übrigens den Archivarius, wenn er das schöne Mädchen aus dem Wagen heben werde.

Wir gingen in den „Hirsch," und sprachen mit Baiern und Fremden, und aßen Fleisch, und tranken Bier. Es giebt ein altes Lied vom bairischen Himmel, das murmelte mir ohne Aufhören zwischen den Zähnen. Es verspricht lauter reelles Vergnügen im Himmel und wohl ausgekochte Klöße und trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier von der ersten Sorte, dies Lied ist von ergreifender Wahrheit. Der Moslem erwartet die schönsten Huris und die schnellsten, gelenksten Pferde und den kühlsten Schatten, und der Baier erwartet trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier und noch einmal Bier, und wenn er von Allahs eigner Seligkeit träumt, Bocksbier im Himmel.

Was kann ein Volk für solchen bockledernen Himmel thun, was kann man von solchem Volke erwarten, was so bockledernе Wünsche hat. Oh, sie sehen so wohlgenährt aus, und tragen alle Bärte, wenigstens einen Henri quatre, und sehen höchst energisch hinter dem Glase aus, und sprechen, wenn sie erst anfingen, da schmissen sie die Erde in den Mond und

noch weiter, aber sie fangen nicht an. Wie bei den Römern „Brot und circensische Spiele," so heißt's bei den Baiern „Bier und Schnurrbärte." Da ruht ihr Leben; so lange das unangetastet bleibt, so lange hat's gute Wege in Altbaiern. Dies dumpfe theilnahmlose Volk ist allerdings auch in neuerer Zeit reger, frischer geworden, und hat sich um dies und jenes bekümmert; aber man muß ja nicht an die wirbelnden, lang aufgeschossenen romantesken Rheinbaiern mit dem Blute voll Wein und dem Herzen voll moderner Menschenrechte und poetischen, mauthfeindlichen Theorieen dabei denken. Diese Völker sind jetzt so verschieden als Wein und Bier. Der Wein regt die überirdischen verborgnen Kräfte des Menschen auf, das Bier die unterirdischen, der Wein die rosenrothen Feen und die himmelblauen Zauberer, das Bier die speichelbleichen Gnomen. Nach dem Weine tanzen die Gedanken, nach dem Biere prügeln sie einander so lange, bis der bleierne Schlaf sie bewältigt. Der Bierrausch ist ein Alpdruck, ein Volk, das leidenschaftlich Bier trinkt, hat keinen energischen Willen. Die Renommisten auf der Universität sind auch immer die besten Biersäufer.

Nur in einem Theile Frankens, von wo aus man den alten, würdigen Bürgermeister Behr auf die Frohnveste nach München holte, von wo Schönlein, der geistreiche Mediziner, abzog, um nach Zürich zu pilgern, und den Staub Baierns von seinen Füßen zu schütteln, nur um Würzburg 2c., wo wiederum Wein wächst, muß man strebende Baiern suchen.

„Hurrah, es lebe das bairische Bier," rief eine Gesellschaft tüchtiger Baiern unten im „Hirsch" bei

Herrn Havard in der Schwabinger Gasse. Ich ging eiligst schlafen.

Als ich in München erwachte, lag schon ein heißer, zudringlicher Sommertag über dem Baierlande. Ich ging mit dem Vicomte durch die Straßen, welche sich neu hinausstreckten in die harte Ebene. Er war voll Neid und lachte höhnisch, daß der König von Frankreich nicht so viel Herrlichkeit habe verwenden können, und den vielen Betteljungen, die uns begegneten, gab er reichlich, und „Baiern liegt doch noch ziemlich weit von Frankreich," murmelte er, und der Czaar von München hat doch keine Bergwerke.

Wir waren auf's Freie gekommen, aber die Sonnenstrahlen trieben uns zurück. Mit Sehnsucht flogen zwei eilige Blicke nach dem blauen Höhenrauch am südlichen Horizonte, wo die Alpen standen und lockten. Dahinten, hinter jenen Bergen, da wird die Erde dunkelgrün und der Himmel dunkelblau, und da kommt das eben so dunkle mittelländische Meer und das fabelhafte Afrika mit den weißen Maurinnen und den glänzenden Negermädchen, dahinten, hinter den Bergen leuchten lauter glühende Liebesblicke, und stockfremd aussehende Häuser und Städte, da ist Alles neu und wunderlich, ach, da wird man die alten, quälenden einförmigen Gedanken los über Aristokratie und Jakobiner, und Bocksbier und Stallfütterung, und da braucht man keinen Paß.

Heiß von Sehnsucht und Sonne kamen wir vor der Glyptothek an. Sie ist das Gebäude, in welchem die Denkmäler der alten und neuen plastischen Kunst aufgestellt sind. Leo Klenze, der Hauptbaumeister in München, hat es gebaut.

Augenlos, stumm, aber großartig ruhig wie eine

Statue liegt das Gebäude von außen da, man sieht keine Fenster, denn diese gehen alle nach dem innern Hofe, nur aus Nischen, den Augenhöhlen sehen die Statuen des Phidias, Perikles und Andrer. Die spätere Geschwätzigkeit des Tages und der Geschichte verstummt vor dieser steinernen Ruhe. Es ist in Form eines Quadrats gebaut, und enthält zehn Säle, in welchen die plastischen Kunstwerke von ihrem ägyptischen Anfange auf, die schöne griechische Zeit, die verhallende, römische vorüber, bis zu der neuen, wieder schön gewordenen Aera Canova's und Thorwaldsen's aufgestellt sind. Nur der Eingang ist ein gleichgültiges, unbewohntes Herz zwischen der altägyptischen und der feinen, schönen, modernen Zeit. Die Bauart der Säle ist bestmöglichst den Statuen und ihrer Entstehungszeit angepaßt. Die Glyptothek ist ein plastischer Auszug der plastischen Kunstgeschichte.

Es war uns beiden, die wir aus den trockenheißen Sonnenstrahlen Münchens kamen, wie ein Trunk aus frischer Quelle, als wir in die kühlen Säle traten. Es ist ein wollüstiges Kunst-Heiligthum dieser steinerne Tempel. Die Ruhe der Weltgeschichte, in welcher sie Steine gemeißelt hat, flog mir wie ein erquickender weicher Wind, der aus einem Palmenwalde kommt, um die Schläfe, ich sah die schattige Werkstatt aller Nationen. Alles ist marmorglatt, marmorkühl, frisch, heiter, antik; denn alles ist Marmor.

Das Licht kommt wie bei den römischen Bädern durch hochliegende, halbrunde Fenster, alle einfache Pracht der Bildnerei ist auch bei diesen hohen Decken aufgeboten, und die nach der nordöstlichen Fronte zu liegenden Gesellschaftssäle, welche Cornelius gemalt

hat, vollenden den freien, griechischen Eindruck, den das Ganze macht. Im großartigsten Stile schreitet dort das Geschick der Götter und Helden Griechenlands vorüber. Die großen Leiber, die ehernen Glieder, die ewigen Augen, der unsterbliche Zorn — Alles tritt wie ein nackter, klassischer Gedanke aus dem Pinsel des griechischen Deutschen mit dem römischen Namen Cornelius.

Es sind große Fibelbilder zu den Büchern des Homer und der griechischen Tragiker.

Ein Paar Baiern sahen sich das Alles mit an, und als sie von Gesellschaftssälen hörten, da stieß einer den andern und flüsterte ihm zu, daß der nächste „Bock" hier gefeiert werden solle. Der andere aber schwieg, und sein Auge sah fragend zum alten Priamus hin, auf dessen Gesicht der ganze trojanische Schmerz sich geflüchtet hatte. Starr und steif sah er ohne Aufhören hin, und schüttelte endlich das Haupt: es ward ihm nicht deutlich, was für eine Sorte Bier der alte Mann getrunken haben müsse, um solches Uebelbefinden zu erleiden. Aus den Taschen der beiden reisenden Baiern sahen zwei naive Tabakspfeifen, je eine aus der Tasche eines Jeden.

Das ist die Lehre von der Ironie. Ein bairischer Pfeifenstummel erhält erst seine Bedeutung in der Glyptothek.

Ein enthusiastischer Fremder rief: Man ist in Hellas! und die hellenischen Pfeifenstummel stießen sich wieder an, und lächelten und strichen sich die Bärte.

Sonst haben sich die Münchner selbst im Allgemeinen schon glatt und fein gesehen: man hört sehr gebildete Urtheile über Kunst und Schönheit. Der

Glyptothek machen sie den Vorwurf, daß sie keinen einzigen vollkommenen Saal enthalte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß man diesen Vorwurf bei dem einmal klar ausgeprägten historischen Zwecke machen dürfe.

Ich möchte alle Wochen einmal in diesen marmornen Sälen, unter diesen steinernen Gestalten erwachen. Das würde mein Schönheitsherz erfrischen wie ein blitzend frischer Trunk im Morgenlande. Es bedarf einer Anstrengung, alle die knickrigen Sorgengesichter zu verarbeiten, welche man auf den deutschen Promenaden sieht, man muß das Schönheitsgefühl sogar gegen die täglichen Eindrücke vertheidigen, und ich gehe nur auf Bälle, um geputzte, sorglose Leute zu sehn, und den täglichen ästhetischen Befehdungen einmal einen Ruhetag zu gewähren. Hier aber hat es nicht zu kämpfen, sondern zu empfangen, zu genießen. Die Schönheit fällt wie Tageslicht auf die glücklichen Augenlieder.

Die deutschen schöngeistigen Schriftsteller, welche mit zwei oder drei Ausnahmen alle lyrisch-rhetorisch, formanfänglich sind, sollten die Glyptothek wie einen Gesundbrunnen besuchen, und Gestalten trinken.

Unweit davon ragt höher und mannigfacher das Gemäldehaus, die Pinkothek, dem Auge entgegen. Die bunten Farben künden sich schon durch diese Mannigfaltigkeit, durch die zahlreichen, hohen Fenster an. Noch ist das Innere nicht fertig, und ich habe es nicht gesehen. Eben so habe ich nur wenig schauen können von Schnorr's großen Bildern in der „neuen Residenz,“ die nach dem Pitti'schen Pallaste in Florenz erbaut ist. Dort weben die langen romantischen Gestalten aus den Nibelungen mit ihren langen Lei-

denschaften und langen Reden. Wenn in Baiern für Alles so gesorgt würde, wie für diese Theile der Kunst: man fände kein Ende des Lobes. Wenn man aber diese Sachen gesehen hat, muß man abreisen, einen längern Aufenthalt gestattet die Censur nicht.

In der Glyptothek saß ein blasses Mädchen aus England mit unpartheiischen großen blauen Augen. Sie trug ein langes, schwarzes Sammtkleid, und nur das Sammtkleid hinderte mich, sie auch für eine Statue zu halten. Man erzählte mir, sie sei sehr reich und sehr unglücklich. Das verwunderte mich sehr, denn wenn man die Schönheit liebt, und viel Geld hat, so kann man eigentlich nicht unglücklich sein. Der Zorn kann uns entflammen bis zum Wahnsinn, wenn wir die Münchner Zeitung lesen, aber der Zorn ist kein Unglück; Achill hat tödtlich gezürnt, aber unglücklich war er nicht. Des Mädchens Geliebter sei auf einem Dampfschiffe nach Oporto gefahren, und eine Kugel habe ihn bei der Einfahrt in den Duero geworfen. Als das Mädchen eines Morgens dies in den Times gelesen, habe sie lange ganz still geschwiegen, und sich nicht geregt; dann aber stumm das Blatt der Times zusammengefaltet, es in ihren Koffer gepackt und sei auf das erste Schiff gestiegen, das aus der Themse gelaufen.

Man wußte nicht, ob ihr Schmerz darum so groß sei, daß ihr Geliebter für die Freiheit gestorben, oder darum, daß er nur gestorben sei und nicht gekämpft habe. Seit dem Tage, wo sie das erfahren, haßt sie die Freiheit, und will sich so lange in München aufhalten, bis Don Miguel in Portugal gesiegt hat. Dann wird sie hingehen und im Anschaun seiner Thaten leben. In München lies't sie zu ihrem Troste

nichts als bairische Zeitungen, und in der Glyptothek sitzt sie immer da, wo ich sie gesehen, nämlich im römischen Saale, wo man fast lauter Kaiser und Tyrannenköpfe sieht. Die Tyrannen haben alle kurze, dicke Hälse, und der römische Saal liegt etwas tiefer als die übrigen, und ist der größte.

Ich kann nicht an die Glyptothek denken, ohne das blasse Mädchen mit dem schwarzen Sammtkleide und dem großen, starren Statuenauge zu sehn, das unter der Büste Nero's saß.

Dies Auge hat mich eigentlich aus München vertrieben, denn es sah aus wie freiheitsmörderischer Marmordespotismus, wie ein überschwelgtes Kunstauge, das die Menschen nicht mehr kennt. Ich will meine abergläubige Furcht offen gestehen: so lange ich in München war, donnerte mir fortwährend Heinrich Kleist's „Erdbeben von Lissabon" im Kopfe herum, ich setzte unsicher die Füße auf die Erde, und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde es losgehen und die groben Thürme der Frauenkirche würden zuerst über uns zusammenstürzen. Der Gedanke verließ mich nicht, ich sei in Lissabon, und noch heute denke ich immer an den Thurm Belem, wenn ich von der Frohnveste in München lese, und noch heute kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es werde in München einmal ein fürchterliches Erdbeben die guten und bösen Menschen verschlingen, und wenn ich meine düstern Bilder wegscheuchen will mit der kühlen, glatten Glyptothek, da seh' ich das unglückliche reiche Mädchen aus England unter dem Nero sitzen mit dem schwarz sammtnen Grabkleide und den todesliederlichen Augen.

Ich athmete tief auf, als der Postwagen aus der

Isarvorstadt in's Freie rollte, denn ich meinte, einem Gefängniß entronnen zu sein, und die frische Morgenluft und die Triller der Lerchen, ach ich sog sie so wollüstig ein, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet. Licht und Luft hatte ich wieder; Licht und Luft sind aber die Hauptsache. —

Erst in dieser Freiheit des Postwagens wagte ich nachzuholen, was ich wohl sonst noch gesehen in München. Da gedachte ich dein, unglücklicher sogenannter Intendanzrath, der du berufen bist, von schlechten und guten Witzen zu leben, und an ihnen zu sterben, dein gedacht' ich, o Berliner Saphir, der du jetzt wie Ovid in Tomi zu München Tristia fabricirest!

Es war um die zwölfte Stunde des Mittags, als er in den Saal der philharmonischen Gesellschaft plötzlich eintrat wie ein verdrießlicher, aber entmannter Löwe. Seine Maske paßt gut zu seinen Schriften: man denkt, er verstellt sich, und macht nur einen physiognomischen Witz: es ist viel dreistes Hunnenthum, nutzlose Kourage, säuerliches Vergnügen, was selbst keinen Spaß vom Spaße hat, und — wunderbar genug — eine tiefe liebenswürdige Gutmüthigkeit in dem Gesichte dieses deutschen Schalksnarren. Der Intendanzrath scheint ihm schlecht zu bekommen, oder er hat unruhige Nächte oder zudringliche Besuche — er sah so gewiß jämmerlich malkontent aus. Seine Unzufriedenheit hat keine Kourage, sie ist wie ein kleiner Straßenköter, der auf alles Vorübergehende losfährt, als wollte er's zerreißen; man weiß aber schon, er thut nichts, es ist nur blinder Lärm, man sieht sich kaum noch nach dem Kleinen um.

Saphir ist ein Beispiel, wie ein charmantes Ta-

lent ohne Charakter eben so gut Bankerott macht als ein begüterter Kaufmann ohne Ordnung. Zum Eulenspiegel berufen, hat er sich zum Hofnarren oder gar nur zu dessen Intendanz erniedrigt, und ist dann wie jeder besoldete Spaßmacher zum Hanswurst herabgesunken. Saphir wird nie majorenn, er hätte immer einen Vormund neben sich haben sollen, eine Privatcensur; Saphir ist nicht seines Witzes Herr, sondern der Witz ist sein Herr, er muß alle dummen Streiche machen, die seinem Witze einfallen. So wie Lord Byron den Mazeppa auf ein wildes Pferd binden ließ, und dies in die Wälder unter die andern wilden Pferde, unter die hungrigen Wölfe jagte, so hat sich Saphir auf den lüsternen Esel seines Witzes gebunden, und er muß nun all' das Uebel tragen, was dieser anrichtet, wenn er unanständig schreit, ausschlägt und dergleichen Dinge macht.

Saphir ist nicht zurechnungsfähig. Ein guter Freund von mir sagt immer von ihm: er ist ein liebenswürdiger Lump, aber er thut ihm Unrecht; sein Witz ist ein Lump, und zwar ein rachsüchtiger, eitler, vorlauter Lump; aber Saphir selbst ist ein guter, ja ein lieber Narr, dem man nicht zürnen kann. Ich seh' es kommen, daß er noch für eine Kleinigkeit feil ist; denn

„Du fängst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn Dich erst ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt!"

Man wird Pasquille von allen Seiten bei ihm bestellen können. Seine Jungfräulichkeit ist hin, man hat ihn sogar um den Einsatz betrogen, und ein geprellter Narr läuft Karriere — Gott weiß, wo er

noch hinkommt. Es that mir in der Seele weh, als ich dies zerbrochne Gesicht sah. Der Mißmuth rauchte schlechten Tabak in seinen Zügen, und das Gelächter, was zuweilen aus den Winkeln seines Gesichts vorüberschob, bedeckte sich mit krampfhaften Händen die Augen. Seine starken semmelblonden Locken liegen wie Erynnienwitze undurchdringlich dicht auf seinem Haupte, und dräuen herab auf die zwickenden schlechten Gewissens-Aeuglein und auf die ausschweifende Nase und das große Maul, was jeder Skandals-Schriftsteller haben muß. Und doch liegt der Nebel eines guten, ja poetischen Herzens über diesem unorthographischen Antlitze; ich habe Saphir lieb, wie ich manches gefällige Mädchen lieb habe, das unter bunter, vielfacher, täglicher und nächtlicher Liebe ein gefühlvoll Herz bewahrt; er ist ein guter Mensch, der nicht dafür kann, wenn er schlechte Streiche macht. Ich weiß auch, daß er nicht deshalb weinerlich aussieht: die schlechten Streiche würde er sich vergeben, aber die dummen Streiche nagen ihm am Innersten.

Es liegt tiefe Weisheit in Staberl's Worten: „Wann ie nur wos davon hätt!" das weiß Saphir, der Journalisten-Staberl sehr wohl.

Die alten deutschen Hypochondristen, denen er gewiß bei mancher Verdauung beigestanden, sollten sich in portofreien Briefen nach seinem Herzbeutel- oder sonstigem Weh erkundigen, und ihm unter die Arme greifen. Ein witziger Mann ist bei schlechter Zeit ein guter Zeitvertreiber, und einer schlechten Zeit kann man nichts Besseres anthun, als sie vertreiben. Ich habe immer Viel an Saphir herumgeschmählt, und ihn doch eigentlich immer gern gehabt. Nun ich einmal meine früheren Hoffnungen auf ihn verloren ge-

geben, möchte ich zuweilen gern Witze von ihm lesen; sie erfrischen mir oft das Blut. Er erhält sich in all' seiner Niedergeschlagenheit doch stets in einer Art von Elasticität, und wenn er sich nicht mitunter so viel witzige Gewalt anthäte, so schriebe er wirklich elegant über Nichts. Und das ist keine Kleinigkeit.

Offenbar waren mir die Glyptothek, das Bier und Saphir die interessantesten Dinge in München gewesen. In jenem Concert, wo Saphirs Gesicht ein Solo spielte, hatte ich zwar auch eine Dame auftreten sehn, die sehr gut geigte, aber ich hatte glücklicherweise ihren Namen vergessen, und denke nicht gern daran zurück, obwohl sie sehr gut spielte. Es wäre ein ästhetisches Malheur, wenn die Damen nicht bloß die Frauen im Hause, sondern auch die Violine spielen wollten. Das Fleisch des Unterkinns wird ungebührlich heraufgequetscht, die Arme sind fast immer in Winkel verschränkt, die Brust, der Sitz der Liebeswünsche wird mit Holz bedeckt — nein, die Damen sollen nicht Violine spielen. Da lobe ich mir die Passion einer jungen Dame, welche mir bald darauf in Venedig sagte, daß sie von einer verzehrenden Leidenschaft für das Violoncell gefoltert werde. Da ich die Leidenschaft liebe, so hab' ich ihr zugeredet. Hoffentlich interessiren sich die Damen auch nächstens für die Trompete und Posaune; jene Göttin, welche die Flöte wegwarf, als sie ihre verzerrten Gesichtszüge im Wasserspiegel sah, ist schon zu lange todt. Es geht eine große Wehklage über Israel: die Damen wollen nicht mehr hübsch sein.

Aber die Natur trat uns in einem hoffnungsreichen Morgenkleide entgegen, entschloss'ne blaue Berge flogen trotzig an unsern Blicken vorüber, und hoch

drüben sah tief aus den Bairischen und Tyroler Alpen in der Sonne glänzend der blendende Schnee in die grüne Ebene herunter. Bald waren wir hineingeschoben in die Salzburgischen Voralpen, neue Bergformen entwickelten sich.

Der Vicomte war mir unter den Residenzen in München verschwunden, er hatte Geschäfte mit dem bairischen Kaiserthume, der Archivarius saß schweigend neben mir, und dachte an das Freudenauge, was er aus dem Wagen gehoben, zwei sanfte Reisende lasen mit stiller Andacht Rinaldo Rinaldini, der Starost saß im Kabriolet und pfiff.

Frisch grün wie junges Gras kam bei Wasserburg der Inn geschossen, immer steiler wurden die Berge und ihre Wasser von Regen geschwellt, schäumten lärmend durch die Thäler. Es hieß, die Salza habe die Thäler zerrissen, und wir müßten einen weiten Umweg durch die Schluchten machen.

Die Nacht breitete sich früh zwischen diesen hohen Wänden aus, während hoch oben und weit draußen der Tag noch spielte. Auf allen Stationen war große Geschäftigkeit, die langen Bauerboten kamen von allen Seiten herbei und erzählten von den Unthaten der Wasser, und schilderten Gefahren und warnten vor der Weiterreise. In solchen tiefen Bergen hat die nächtliche Gefahr etwas Unheimliches, sie kann aus jeder Krümmung, aus jedem Hinterhalt thurmhoch herabstürzen, klafterntief mit dem Opfer in die Erde fallen.

Ein Paar katholisch ernsthafte Salzburger ritten mit Laternen bewaffnet vor dem Wagen her, und die Lichter flogen scheu über die schwarzen Bergmassen, und plötzlich über einen schweigsamen mysteriösen See,

der still und ruhig schlief. Von der Spannung erschöpft, schlief ich ein; ein dumpfes Donnern weckte mich wieder; der schwere Postwagen rollte durch das hohe Festungsthor von Salzburg, der weiße östreichische Grenadier nahm die Päſſe ab, durch abgestorbene Straßen donnerte unheimlich der Wagen, ein großes Thor ging knarrend auf; es war mir, als ging's in die Vorhöfe der heiligen Inquisition.

Einen Gasthof suchend schritten wir über die Salzabrücke: die hohe Festung, die steilen Berge sahen wie alte Verstorbene auf uns herab — der Mond war leise aufgegangen, das ganze wunderliche Salzburg glich einer steilen katholischen Kirche mit hohen und niedrigen Altären von schwarzem Marmor, die einzelnen halb italienischen Häuser am Flusse hin waren die kleinen Betaltäre und der Mond goß Segen und Licht und Musik und den Glanz der bischöflichen Gewänder vom Hochaltare.

Nur die Salza, welche dicht unter der Brücke die vollen hohen Wellen warf, störte die Todtenstille.

Wir waren wieder in Oesterreich. In diesem österreich-katholischen Gebiete ist Alles todt und still, und eine blöde Schlafsucht, eine stupide Pönitenz liegt mit knöchernen Armen über dem Lande. Die moderne Bildung ist unbekannt und verboten, nur Fremde, die damit behaftet sind, betreten die Salzabrücke —

Es bedünkte mich, wir kämen in eine Stadt, welche seit zwei Jahrhunderten vergessen worden sei hinter den hohen Bergen. Der Starost donnerte an die Hausthür eines Gasthofes; wir erschraken vor dem Lärmen, den dies Pochen in der hohlen, schlafenden Gebirgsstadt machte. Er pochte wieder und

wieder; es regte sich Niemand, man schläft fest und katholisch in Salzburg; leise fing es an zu regnen, wir waren ausgeschüttelt vom Postwagen; es begann ein leises Fluchen. Da öffnete eine blinzelnde Köchin mit Salzburgischen ausgespannten, leeren Zügen und einem Salzburgischen Kröpflein.

Wir konnten nichts Besseres thun, als schlafen.

26.

Salzburg.

Diese Stadt steht in dem Rufe exorbitanter Schönheit und verdient ihn nicht. Als wir aufwachten, regnete es so innig und gemüthlich, wie das nur in einem kurzen, gottvergess'nen norddeutschen Städtchen passiren kann. Es giebt Städte und Zeiten, in denen ich es sehr gern mag, wenn ein ununterbrochener Regen „eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier" an die Fenster schlägt, manche Städte gewinnen dabei an düsterem Interesse, zum Beispiel das trocken lutherische Wittenberg, was eigentlich bei Sonnenschein gar nicht existiren sollte. Aber für Salzburg schickte sich das gar nicht, das war ohnedies schon römisch-katholisch genug, schwermüthig und düster. — Der Starost, der Archivarius des Königs und ich bewohnten zusammen ein Salzburgisches Zimmer, in welchem drei himmelhohe Betten, vier große Tische und einige

kleinere, ein Dutzend altfränkische Stühle und viel sonstige Meubles aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges standen. Es schickte sich nicht, in diesem Zimmer zu lachen, oder philosophische Gespräche zu führen. Wir hatten einen sehr richtigen Takt, und erzählten einander Vormittags Gespenstergeschichten und katholische Legenden.

Wir wohnten dicht an der Brücke, und die umstehenden hohen Häuser ließen uns eine Spalte offen, um über die vom Regen gepeitschte Salza nach einem der bewehrten Berge zu sehen. Der Archivarius erzählte lauter traurige Dinge vom Herrn Abälard, und seinem unnatürlichen, priesterlichen Unglück, und beschrieb die schöne Heloise, und sagte, sie hätte glänzend schwarzes Haar, und Augen so dunkelblau wie Kornblumen gehabt, ihre Hand sei aber weich und warm und schneeweiß gewesen, und diese schneeweiße Hand hätte eben den Abälard so unglücklich gemacht.

Ich lehnte mit der Stirn an der Fensterscheibe, und sah durch die Spalte nach der Festung hinüber, auf dem dunklen Hintergrunde spielte der geschäftige Regen, und aus den spielenden Tropfen sah mich das bleiche verkümmerte Gesicht Abälards an, das einst so schön gewesen sein mußte, seine blassen Lippen öffneten, seine gebrochenen großen braunen Augen schlossen sich, und der Regenwind peitschte seine Worte an die Fenster, welche der Archivarius hinter mir wiederholte: „O, die Salzburgischen Pfaffen!"

Nachmittags kam die Sonne einer wärmenden Aufklärung, und wir fuhren aus. Aber die protestantische Aufklärung führte viel unerquickliche Kälte mit sich: schon auf der Brücke überraschte uns ein

Prasseln des eiskalten Schloßenwetters voll fataler Vernunft. Dennoch sah der Kampf schön aus. Wie eine schwarze fliegende Nacht stürzte sich links die Wolke kopfüber in die Salza, und umfing mit den dunkeln kalten Armen einen Theil der Stadt und der Berge, und auf der andern Seite lachte die Sonne auf den weißen italienischen Häusern. Ueber die Burg und die steinigen Berge zuckte ein stolzes Lächeln ob dem Wüthen der Wetter. —

Salzburg liegt an beiden Ufern der Salza an den Bergen in die Höhe. Die Berge selbst stürzen sich in und um die Stadt unordentlich durch die Augen, verrennen sich den Weg und die Aussicht. Es ist vollkommen originell in dieser Unordnung, aber nur aufregend, nirgends wohlthuend, das Auge wird gehetzt, man kommt in ein fremdes Theater, ist noch vom Lampenlicht geblendet, hört Worte, aber keine Rede, sieht Figuren, aber keine Charaktere. Der Blick findet manche Schönheiten, keine Harmonie. Die Berge liegen rings um die Stadt, als ob der Herrgott mit einem Sack voll Gebirgen über die Gegend geflogen sei und einzelne Bergstücke hätte fallen lassen. In all' ihrer Lage ist kein nothwendiger Zusammenhang, sie erheben sich nicht allmählig aus der Erde, sondern stehen auf plattem horizontalen Boden, als könnte man sie wegschieben.

Wir fuhren zwischen den Bergen herum und waren ganz verwirrt. Am Untersberge ließ der Führer still halten und erzählte eine lange Geschichte. In diesem Berge sitze der Kaiser Karl, den man auch Barbarossa nenne, und lasse seinen Bart wachsen, und sammle fünf mal hundert tausend Mann. Wenn aber sein rother Bart fünf Mal um die Tafel reichen werde,

an welcher er mit seinen Paladinen zecht und täglich zehn Flaschen Johannisberger trinkt, dann komme er heraus und nach Deutschland. Im Jahre 1830 sei großer Spektakel gewesen, und die Salzburger hätten gefürchtet, der rothbärtige Kaiser werde mit seinen fünf mal hundert tausend Mann zum Vorschein kommen, und das österreichische Militair hätte alle Tage scharfe Patronen gehabt, denn der alte deutsche Kaiser sei ein Demagoge und Jakobiner. Aber der gnädige Herr Barbarossa hätte wohl nur große Revue abgehalten, denn es sei später wieder ganz still geworden. Uebrigens wäre es ein sehr schlimmer Berg, den die Regierung nicht genug im Auge haben könne, ein Bäcker, ein Fleischer und ein Weinhändler seien hintereinander darin verschwunden. Ueberhaupt müsse der Herr Kaiser im Untersberge dergleichen Geschäftsleute brauchen, denn namentlich seit Salzburg wieder an Oesterreich gekommen sei, und Handel und Wandel dadurch sehr gelitten hätten, da wäre es mit dem Untersberge gar nicht mehr auszuhalten, seit der Zeit fehlte es ihm gar zu sehr an Geschäftsleuten, und wenn diese Leute immer so verschwänden, so litten doch die Zahlungen und durch die Zahlungen die Mitbürger.

Merkwürdig genug führt wirklich die Chronik das Jahr 1830 an, in welchem der Kaiser mit seiner großen Armee herauskommen werde. Der Archivarius meinte, der Ausgang sei eng, der Kaiser könne nur langsam seine Kräfte entwickeln, man könne nicht wissen — — darauf erwiderte der Führer, das Gouvernement wisse Alles.

Der Berg selbst sieht muskulös und starknervig aus. Neben ihm ist der Stauffen hingestülpt wie

eine phrygische Mütze, ein Rest der großen jakobinischen Erdrevolution, die man ringsum hier so deutlich sieht. Die andern Berge sind Harnische und sonstige Waffen, und wie eine glänzende Riesenrüstung sieht der 10,000 Fuß hohe Watzmann mit seinem schneeweißen Haupte über die niedrigen hinweg nach Salzburg herab. Die ganze Gegend ist ein Bergwirthshaus. Die Feste zu Salzburg ist der Wirth. Die tiefe Nachmittagssonne legte sich eben golden über sie hin.

Vorübergehende sagten uns, oben bei Hallein sei eben ein Berg in's Thal gestürzt. Das durften wir nicht versäumen, die stummen Berge handeln so selten, vielleicht war's ein Vorposten von Barbarossa's Heer. Wir fuhren hin, und fanden wirklich ein kleines Erdschlachtfeld. Die Straße nach Hallein war von einem auseinandergefallenen Berge gesperrt, wie verarmte einzelne Personen und Familien steckten hier und da ein Baum, ein umgestülptes Haus Hand und Arm aus dem Erdschutte. Der Sturz war ohne romantischen Eklat langsam und nach vielem vorhergehenden Geseufze und Gestöhne und Auflösung verkündendem Bröckeln eingetreten. So war kein Mensch verunglückt, aber die armen Leute, welche jetzt bei hereinbrechendem Abend erst merkten, daß sie keine Schlafstelle mehr hätten, sahen recht traurig aus, wie sie mit verstörten Gesichtern die Erde anstarrten. Der Eine hatte eine Axt, die Zweite einen Topf, die Dritte ein Spinnrad gerettet, und sie trieften vom Regen, denn sie hatten schon ein Paar Stunden da gestanden, und warteten, bis die Häuser wieder aufstehen würden.

Dergleichen kann oft in diesen Gegenden vorfallen,

denn der Typus der Bergformationen ist steil und senkrecht, und an diese Urknochen hat sich das weiche Fleisch der späteren Erdschichten gelegt. Bei einem regnerischen Sommer lös't sich leicht solch' eine Schicht von der kompakten Bergmasse.

Durch die stillen Dörfer, in denen hohe Mastbäume in Menge aufgerichtet standen, fuhren wir zurück. An den hohen, glattgeschälten Bäumen flatterten bunte Bänder, und die Buben und Burschen kletterten daran des Sonntags in die Höhe, und die Mädchen klatschten bei dem in die Hände, der am höchsten klettert. Jetzt lag das Abendroth auf der Feste Salzburg, und sie sah jetzt umgewandelt, stolz und prächtig wie ein Sieger aus, und schlug sich den rothen Himmel wie den Purpur um die Schultern, und sah höhnend auf das kleine Geschlecht mit seinen kleinen Sorgen herunter, das sich abquält in Schweiß und Angst mit den Fragen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?

Als der letzte Sonnenstrahl auf der glänzenden Festung zuckte, da las ich auf ihrem stolzen Antlitze, was sie dachte über das Menschenpack tief unten: Ihr habt keinen Geist, Ihr braucht keine Freiheit, die Nacht will ich über Euch werfen.

Und die Nacht flog herunter, und wir kamen im Finstern durch die bergige Stadt bis an unsern Gasthof, ließen uns Thee kochen, und tranken ihn aus blaugemalten kleinen Tassen, und sprachen über Dies und Jenes; wir wohnten im „Ochsen."

27.

Marc Sittich, der Bischof.

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen, und er ließ sie alle in seine Wirthschaft hineinwachsen. Nur der Eine war ein Tischler geworden, und war des Vaters Liebling, weil er ein stilles, fleißiges und geschicktes Wesen hatte. Der jüngste Bube war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über dessen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burschen. Wenn der kleine blitzäugige Bube am Vater vorüberging, so lachte er immer schelmisch, und knallte mit seiner Peitsche, der Vater aber drohte ihm stets mit dem Finger, konnte sich aber doch auch bei seinem Anblick eines gewissen wohlgefälligen Lächelns nicht verwehren. Die Mutter strich ihm immer, wenn er Abends das Vieh eintrieb, das kurze, krause Haar von der Stirn, trocknete ihm den Schweiß

vom kleinen, braunen Gesicht, und steckte ihm ein Paar Aepfel oder gekochte Eier in die Tasche. Wenn es der Vater sah, so schalt er sehr, und sagte zu seiner Katharina, sie würde den Buben verhätscheln.

Als der jüngste mußte er bei Tische das Gebet und den Segen sprechen, und da er eine klare, tüchtige Stimme hatte, so that er das selbst zur Zufriedenheit des strengen Vaters. Dieß war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Das Gehöfte und die Aecker waren in Ordnung, die Getraidepreise waren in den letzten Jahren ziemlich hoch gewesen, das schwarzbraune Wandschränkchen hinter dem Himmelbette mit den breitblättrigen Schnörkeln war nicht leer, der kleine Marcus durfte nicht ohne Zubuße bleiben. Und wenn der Alte sagte, es würde den andern Söhnen zu Viel entzogen, da erwiederte die Mutter, der Marcus sei ja auch der letzte von ihrer Ehe, und es koste ja doch im Kloster eigentlich nur hie und da ein hübsch Geschenk aus der Wirthschaft: dafür lerne der Marcus lateinisch und die heiligen Verrichtungen, und es brächte doch auch der ganzen Familie Ehre, und sei am Ende doch die Hauptsache. Man könnte doch nichts Hübscheres und Rührenderes zu Stande bringen, als wenn ein Glied der Familie dem Herrgott diene, es brächte Segen in's ganze Haus, der Marcus habe ein freies, klares Gesicht, er werde besser aussehn als mancher andre im ehrwürdigen Ornate, und er sei ein anstelliger, aufgeweckter Junge, man könne nicht wissen, wie weit er's bringe.

Der Alte war ein Paar Minuten still, und langte dann den von Fliegen heimgesuchten Kalender von der Wand herunter, sah nach dem Quatember, und trug

der Frau auf, sie möge ihn heute Abend an die große braune steirische Kuh erinnern, sie habe heute gekalbt, und Marcus sollte es aufschreiben. Dann zog er sich die Manchesterjacke an, und sagte zu seinem Weibe, ob sie sich einmal die Saat mit ansehn wollte draußen hinter dem Erlenholze, es hätte heute Nacht so hübsch geregnet, und der Marcus hüte das kleine Vieh in der Nähe, man könnte sich mancherlei dabei überlegen. Und die Alte sagte hurtig „Ja," denn sie kannte ihre Ehehälfte, und sie gingen.

Draußen lag Marcus an der Erde auf einer Hügellehne, und hatte frische, saftige Weidenstöcke um sich liegen, und schnitt sich Pfeifen. Nur hier und da warf er einen schnellen Blick auf das Vieh, und wenn es sich zu weit nach der Saat hin richtete, so jagte er wie ein kleiner Feldherr seinen großen schwarzen Spitz nach der bedrohten Seite, daß er das Vieh herüber belle, und lenkte ihn mit wenigen laut geschrienen Worten. Er selbst aber ließ sich nicht stören, und pfiff und jodelte in die Luft hinein. Vater und Mutter waren unterdeß in seine Nähe gekommen; aber obgleich er sie nicht zu bemerken schien, so ward er doch gar nicht überrascht, sondern rief ihnen zu, eh sie dachten, daß er sie gesehen.

Der Vater sagte zur Mutter: wenn ich nur gleich an seine Stelle einen Buben für das kleine Vieh hätte, denn der Junge hütet auf's Beste, stört das Vieh nicht unnöthig im Fressen, und läßt's doch nicht aus dem Auge — sieh nur, wie rund und glatt es aussieht. Aber die Mutter wußte immer Rath: Nachbars Anton sei ein geschickter Junge.

Und so kündigte denn der Vater dem Marcus an, er sollte nach der Kirchmeß drüben in's Kloster kom-

men, um geistlich zu werden. Marcus sah ihn mit neugierigen Augen an, und als ihm die Mutter sagte, daß er dort alle Tage Honigschnitte kriegen würde, da nickte er mit dem Kopfe, und probirte seine eben fertig gewordene Pfeife.

Markus war schon mehrere Jahre im Kloster, als er eines Tags am Klostergarten ein frisches, schönes Bauernmädchen vorübergehen sah. Sie gefiel ihm sehr, und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offnes Fenster, was Wenige kannten, weil es ganz mit Epheu verwachsen war. Dort pflegte Marcus oft zu sitzen, um Menschen vorübergehen zu sehn, denn er liebte Fleisch und Blut.

Das Mädchen stand still, und als sie mit Mühe erkundet, woher der Ruf käme, und daß es ein Geistlicher sei, der zu ihr gesprochen, trat sie näher. Sie erkannte Marcus und ward roth. Er erkannte sie auch, denn es war die kleine Clara aus seinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Gespräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Marcus die Clara, ihre Geschäfte so einzurichten, daß sie Abends nach der Vesper vorüberginge. Und Clara richtete ihre Geschäfte so ein; denn des Marcus Augen waren noch immer so munter als da er einst das kleine Vieh hütete, und mit ihr beim Brunnen Wasser schöpfte. Sie hatte auch nichts dawider, als er eines Abends die Epheuranken auseinanderschob, den Kopf und einen Arm herausstreckte, und sie küßte; denn das Küssen gefiel ihr.

In müßigen Stunden verfertigte Marcus im Schatten des Klostergartens eine kleine Leiter, und weil das Küssen durch das Fenster hinab so unbequem sei, bat er das Mädchen, heraufzusteigen, im Schatten des Klostergartens sei weicher schöner Rasen, da sitze sich's sehr schön. Und Clara stieg herüber, und sie setzten sich auf den Rasen, und es kamen schöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege sich freut. Marcus und Clara fanden die Klosterstille sehr angenehm. —

Der Prior des Klosters war ein sanfter und gelehrter Mann. Er liebte den Marcus, weil dieser Alles sehr schnell gelernt hatte. Namentlich schätzte er an ihm einen unbefangenen Scharfsinn, welcher bei schwierigen Stellen der Classiker stets schnell und leicht ein klares, einfaches Verständniß auffand.

In einer der schönen Sommernächte las der Prior in den Homilien des heiligen Chrysostomus, und stieß auf eine ihm dunkle Stelle — im Eifer des Studiums vergaß er die Nachtzeit und eilte über den mondhellen Korridor nach des Bruder Marcus Zelle, um ihn zu befragen. Die Zelle war leer, und nun besann sich der Prior, daß es Nacht und sehr auffallend sei, wenn Bruder Marcus sich jetzt nicht in seiner Zelle befinde. Er wußte indeß, daß Marcus ein junges frisches Gefallen an der Natur fand, und vermuthete, daß er sich bei der schönen Nacht im Klostergarten ergehen werde. Dies denkend stieg er in den Garten hinab. Marcus, der mit Clara im Dunkeln saß, und dessen gesunde Hirtensinne noch scharf und aufmerksam waren, hörte den leisen Schritt des Priors, und horchte: Da rief dieser mit lauter Stimme

„Bruder Marcus," und Clara, heftigst erschreckend, stieß einen gellenden Schrei aus.

Marcus hatte es der nachsichtigen Liebe des Priors zu danken, daß er in eine große Stadt versetzt wurde. Dort machte er viel Glück und war ein gesuchter Beichtvater: er sprach salbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommirter Geistlicher und stieg von Stufe zu Stufe. Auf der Kanzel war er der Abgott der Frauen, denn sein Auge war immer noch frisch und schön, seine Stimme klang frei wie auf dem Felde, und die Tonsur stand ganz vortrefflich zu seinem muthigen krausen Haar.

An einem schönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verschleierte Dame bitten, ihre Beichte anzuhören. Sie sprach Viel von der Erregbarkeit ihres Herzens, und daß sie unwiderstehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Marcus versicherte ihr natürlich, das sei ganz in der christlichen Ordnung und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte sie, ihre Neigung richte sich dahin, wo Gott allein Ansprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menschenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menschen, Alles zu lieben, und verlange in seiner grundlosen Gnade keine Privilegien. Auf diese demokratische Aeußerung erhob sich die Dame seufzend und ging. Aus Versehen ließ sie ihr Taschentuch auf dem braunen Brett am Beichtstuhl liegen. Der Prälat war von der wunderlichen Scene überrascht, denn er war gar nicht zur eigentlichen Sünde, noch auch zum Absolviren gekommen, und in Gedanken griff er nach dem Taschentuche. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schooß, darauf

stand: „Heiliger Marcus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des bischöflichen Gartens."

Marcus war ein kluger Mann, und in einen Mantel gehüllt stand er um 11 Uhr an der Gartenpforte und sagte der verhüllten Gestalt, sie habe ihr Taschentuch heut im Beichtstuhl vergessen, und wenn sie's nicht übel nehme, so möchte er ihr selbiges einhändigen. Sie flüsterte ihm zu, daß sie das durchaus nicht übel nehme und reichte ihm die Hand. Es war eine feine, warme, pulsirende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des bischöflichen Pallastes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Theile die Mäntel ab und lachten sehr. Es war aber unter dem andern Mantel eine weibliche hohe Gestalt gewesen, die große Aehnlichkeit mit der Dame hatte, welche denselben Morgen am Beichtstuhle gewesen war.

Der heilige Marcus küßte ihr lächelnd die leitende Hand und sie setzten sich nieder.

Selbige Dame war die Nichte des regierenden Bischofs, und wenn sie Mittags dem Onkel einen Fasanflügel zerlegte, so erzählte sie immer eine rührende gottesfürchtige Geschichte vom Prälat Marcus, wie er die Familie des Bischofs leidenschaftlich verehre und die christliche Liebe bis auf's Aeußerste treibe.

Prälat Marcus wurde immer öfterer zu Tische gebeten, und wenn der Bischof, ein alter, schwacher Mann sich zurückzog, so promenirte er noch mit der menschenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern herum und erzählte ihr, wie er in seiner Jugend Rohrpfeifen geschnitzt und die Honigschnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Bischofs galt

im Stillen für dessen Tochter und hatte die weißeste bischöfliche Haut, ein römisches Blut und Feuer und zwei große allein selig machende päpstliche Augen, des Prälaten Geschichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer in's Stocken, obwohl er sonst gut zu reden wußte. Er sagte immer, sein bischöfliches Beichtkind sei daran schuld, die Kirche habe ihm aber, Gott sei Dank, die Macht gelassen, zu absolviren. Und Marcus war in jener Zeit reich an nachsichtiger Liebe und Absolution.

Durch den guten Onkel der noch besseren Nichte war Marcus Bischof von Salzburg geworden. Der Onkel war todt und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne sie ihren großen Schmerz besser verbergen. Einen starken Schleuderschuß von Salzburg, in einem der vielen umher liegenden Thäler baute ihr Marcus aus zarter Erkenntlichkeit ein schönes Lustschloß, und erschöpfte sich dabei in den herrlichsten Anlagen, namentlich mußte das Wasser allerlei Kunststücke machen, und das Schloß wurde deshalb Hellbrunn genannt. Bischof Marcus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der bischöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn.

Eines Tags trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauernmädchen an, als er aus dem Wagen stieg. Man sah es, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein müsse, und der Bischof schien genau zu wissen, wie lange das her sei; er war sehr herablassend, obwohl die Dirne sehr trotzig that. Sie erhielt eine Anstellung in des Bischofs Wirthschaft und spielte eine

ziemlich trotzige Rolle in seinem Hause; ja diese Clara galt bei Vielen für die Hauptperson in der Diöces, und die jungen Geistlichen wendeten sich meist an sie, denn der Bischof war immer sehr verlegen, wenn sie ihn um etwas bat.

Einst hatte er ihr etwas abgeschlagen und sie polterte Unglück verheißend im Hause herum. Es war schöne, warme Sommerzeit, der Herr Erzbischof befand sich eben zum Besuch in Salzburg, und der sonst so freundliche Mann ward nach einigen Tagen seines Aufenthalts sehr ernst und wortkarg. An der Tafel beim Bischof Marcus sprach er fortwährend von einem enthaltsamen, nüchternen Lebenswandel, wies die besten Schüsseln und Flaschen von sich und klagte bitterlich, wie das Fleisch in der Kirche immer dreister würde. Bischof Marcus war sehr verstimmt und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der stillen Nichte wieder auf andre Gedanken zu kommen. Bald nach ihm stieg der Erzbischof auch in seinen Wagen und auch Clara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen spannen lassen, und beide fuhren ebenfalls nach Hellbrunn zu.

Bischof Marcus pflegte an warmen Sommerabenden mit der stillen Nichte in den schönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen, schwellenden Moosbänken, in welche sie sich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergessen, die Nichte ging wegen der Wärme nur sehr leicht angekleidet, und der Bischof, für ihre Gesundheit besorgt, streichelte ihr den weißen römischen Nacken und Busen und legte ihren vollen Arm in sein Gewand, damit sie sich nicht erkälte.

Diese Besorgniß steigerte sich, je länger sie in der Grotte saßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden sie durch ein rauschendes Wasserbrausen aufgeschreckt. Marcus war von Jugend auf anstellig und schlau gewesen. Er begriff schnell, was das Wassergeräusch bedeute, warf sein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder und drückte seine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Wasserstrahlen nach allen Seiten am Eingange der Grotte hervorzuspringen und den Zugang brausend zu sperren, das Geräusch wurde immer lauter.

Mitten im Garten aber standen der Erzbischof und Clara, und aus allen Wasserspiegeln, aus dem Munde aller Statüen, aus allen Steinen braus'ten die Wasserströme über das Paar, heftig versuchte es Clara, den Erzbischof weiter fortzuziehen, und deutete auf die wasserschäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbischof versuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knieenden Bischofs inne wurde, schüttete eine kolossale Steinfigur eine breite Wasserfluth über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, so schnell es seine Kräfte erlaubten, zurück, und erhob ein klägliches Geschrei über Hexen- und Zauberkünste. Clara, fortwährend hinter ihm, beschwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umsonst. Am Eingange des Gartens fiel er halbtodt seinen Dienern in die Arme und konnte kaum noch lallend den Befehl ertheilen, Clara als eine Hexe zu verhaften.

Am andern Tage starb er in Folge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Bischof Marcus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten und seine Frömmigkeit in

Augenblicken der Versuchung den Anwesenden zu empfehlen.

Clara ward den geistlichen Gerichten überantwortet und wegen Verläumdung einer geheiligten Person und wegen zauberischer Künste im Inn ersäuft. Der Bischof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche selbst über teuflische Hexenversuche den Sieg davon trage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den sittigen Marcus.

So hat die Kirchengeschichte seinen Namen als Marc Sittich überkommen.

All' seine Wasserkünste in Hellbrunn, was die Salzburger Hellabrunn nennen, sind noch wohl erhalten, und der Vorfall mit der stillen Nichte kann noch alle Tage passiren.

Unser Führer hat uns all' diese Attrapen gewiesen und erklärt, und er machte sich das schlechte Vergnügen, einige Handwerksbursche, von denen kein Trinkgeld zu erwarten war, wie jenen Erzbischof zu taufen, obgleich in der Grotte nichts zu verstecken war, als ein scheußlich steinernes Weibsbild.

Für den Novellenschreiber hat es etwas Betrübliches, daß alle die lüsternen Pfaffengeheimnisse jetzt von prosaischen Lohnbedienten für wenige Kreuzer enthüllt werden.

Man fährt durch eine schöne Allee von Hellabrunn nach Salzburg. Die Sonne schien so schön wie damals, als Marc Sittich diesen Weg passirte, und wir waren alle einstimmig betrübt, daß die schönen Gemächer des bischöflichen Freudenschlosses jetzt so leer stünden. Der Starost meinte, etwas Sünde und viel

Freude sei doch besser, als verödete Tugend und der Archivarius konnte den römischen Nacken und die allein=selig=machenden Augen gar nicht vergessen und fragte den Lohnbedienten nach manchem Detail.

Der Lohnbediente lächelte und that, als wüßte er noch Viel. Er war aber ein dummer Teufel und wußte nichts mehr.

28.

Stadt Salzburg.

Wie einer Schauspielerin, deren Verdienst durch gute Freunde übertrieben wird, so schadet es einer Stadt und Gegend, fortwährend enthusiastisch gepriesen zu werden. Es ist in Deutschland Styl, ein Wenig außer sich zu gerathen, wenn der Name Salzburg genannt wird. Ich fand immer mehr, daß dies gar nicht nöthig sei, ich blieb sehr nüchtern und fand nur Schönheitsanlagen, aber nirgends jene klare, siegreiche Schönheit, welche sich die Bewunderung und das Entzücken zu Füßen wirft. Es ist ein buntes Durcheinander mit vielen einzelnen Reizen; man rennt und rennt, und sucht eine Vereinigung dieser Reize, und findet sie nirgends, und bleibt fortwährend durstig, und ist fortwährend durch das stumpfe Oesterreicherthum, durch die Salzburgische Pfaffenwirthschaft, was Beides auf allen Straßen lagert, gestört — der ganze

Winkel ist mir fortwährend wie ein unordentliches Bergasyl aller Art von Despotismus erschienen; es ist mir nicht wohl geworden darin. Dazu sind die Leute meist garstig, auch nicht eine weiche Linie der Kultur ist auf den abergläubischen Gesichtern zu finden, und die brutalen Kröpfe, eine gewisse blödsinnige Raffinerie und Unehrlichkeit macht sie ganz widerwärtig. Diese letztere bleibt aber nicht aus, wenn die plötzlich überschwellende Fluth von Reisenden, die sich seit einigen Jahren hierher gewandt hat, den schnellen Verdienst so lockend steigert. Dazu kommt, daß dieses Ländchen in den letzten Zeiten aus einer Herrenhand in die andere geschleudert worden ist. Wenn es je Charakter und Kopf besessen, so hat es ihn dabei eingebüßt; jedes Land ist eine Person, ein solches aber wird eine Sache, eine Waare. Salzburg hat offenbar schmerzhaft gelitten, daß es wieder an Oesterreich gekommen ist, und seine Bewohner sehen traurig nach den gesperrten Märkten Baierns hin, wo man nicht mit Papiergeld zahlt. Aber sie bringen es nicht einmal zu einer entschlossenen Trauer, es ist gar nichts Dramatisches in ihnen: sie wimmern ein Wenig, wenn sie der Hunger quält, das ist Alles. Das thut auch das Hausthier, und das Thier des Feldes geht mit Gefahr des Lebens aus und sucht sich Nahrung. —

— Aber als ich den nächsten Morgen wieder auf der Brücke stand und die alte Sonne mir eben so warm und lachend in die Augen fiel, wie sie mich in der Heimath oft beschienen hatte, als die Salza morgenvergnügt mit ihren Wellen sprang, und von oben herunter die Festung und der Mönchsberg blitzend im Morgenstrahle wie junge Ritter schauten, da gefiel es mir wohl und wir stiegen voll fröhlicher Hoff-

nung hinauf zu den Bergen, welche der Stadt über die Schultern sehen.

Der Weg nach dem Kapuzinerkloster geht mitten aus der Stadt steil hinauf. Es stand ein Mönch am Wege und betete, ein verwahrlos'tes Geschöpf der Gesellschaft. Die braune Kutte stach widrig beschmutzt von der blanken Morgensonne ab, wie das stupide Thier besaß er keinen Blick, das wüste, menschenleere Auge lag blöde auf dem Rosenkranze, das Gesicht war mager und unkultivirt, die Lippen bewegten sich unheimlich, der rothe, wirre Bart sah garstig aus wie sein fanatischer Glaube. Für ihn war kein junger Sonnenschein da — dieser von der Bildung vergessene Mensch that mir in der Seele weh; und er war nun sicher noch des festen Glaubens, Gott sehe mit Wohlgefallen auf seinen Schmutz und seine blödsinnigen Augen herab.

Oben hinter dem Kloster kommt ein fröhlicher grüner Wald, in dem man immer höher und höher steigt. In seinem Grün erholte sich mein Herz von der Mönchsfratze. Es ist keine der geringsten Schönheiten Salzburgs, mitten aus der Stadt so schnell in einen flüsternden Bergwald steigen zu können. Auf seiner Höhe steht ein Haus, dort aß der Starost Butter, Brot und Käse und lobte es sehr; aus den Fenstern aber sah man in abgeschlossene Thäler. In dem zur Rechten sah es still und wüst aus, links unten manövrirten die österreichischen Reiter aus Salzburg. Sie sahen aus wie kleine Puppen, an unsichtbaren Fäden gezogen.

Wir stiegen langsam wieder hinunter und kletterten dann auf die steile Festung. Soldaten in leinenen Kitteln mit gelben, trostlos öden, stumpfen Gesichtern

strichen an uns vorüber; die österreichischen Soldaten sehen so lebensmüd, geistlos, apathisch, larvenartig aus, daß ich immer an die Chinesen denke, wenn ich sie sehe. Europäische Sklaven, die meist vierzehn Jahre dem Korporalstocke verfallen sind. Und wer vierzehn Jahre gefesselt war, hat die Freiheit vergessen. —

Hier in diesen Theilen der österreichischen Monarchie sind lauter Polen und Böhmen, eine alte Maxime der Soldatenregierungen, die Länder von ihren bewehrten Söhnen zu entblößen. Die Polen in Italien haben nichts davon gewußt, daß ihr Vaterland auf Tod und Leben kämpfte, sie kennen heute die Namen Chlopicki und Skrzynecki noch nicht. Es wird Einem unheimlich zu Muthe unter diesen wildfremden, slavischen Völkern: sie verstehn nicht die Sprache dieses Landes, und die Bewohner des Landes verstehen kein Wort von der ihrigen, solche arme Slaven sind nur da, um ein wenig Brot und Fleisch zu essen, sich in Branntwein zu betrinken, nach dem Kommandowort die Gliedmaßen zu bewegen und todt zu schießen, oder sich todt schießen zu lassen. Ein schauerliches Schattenspiel! Es überlief mich kalt der Gedanke, daß diese Leute plötzlich zur Vernunft kommen und einsehen könnten, daß der Indianer am Mississippi ein Gott ist gegen den Soldaten auf der Salzburger Feste. Das müßte ein schwarzer, fürchterlicher Tag werden.

Sie sehen von hier oben in die sonnenhelle Stadt, in die grün blitzenden Berge hinein, putzen ihr Riemzeug und denken dabei an nichts weiter, als an das Riemzeug und ob sie auch Prügel bekommen werden, wenn es nicht gut geräth. Sie singen nicht einmal

und laufen wie die Schatten an einander vorüber. Es ist eine stumme Gefangenschaft in Waffen.

Der Weg zu der Festung ist sehr steil, und unter Schweiß und Aechzen wird Brot und Fleisch herauf getragen. Es ist ächt österreichisch, daß man nicht lange schon durch Winden oder sonstige Maschinen das erleichtert hat. Oesterreich liebt nur die menschlichen Maschinen, damit die Leute nicht auf andre Gedanken kommen.

Der Führer sagte uns, nur der Gouverneur dürfte den steilen Weg heraufreiten, hinunterreiten könne er nicht. Der Gouverneur ritte aber auch nie herauf. —

Als Merkwürdigkeit wurden uns unten in der Stadt zwei große Reitbahnen gewiesen. Die eine war von Tribunen umgeben und bildete einen vollständigen Turnierplatz. Ich fingirte mir ein modernes Turnier, der Archivarius vertheilte die Rollen, der Starost war Kampfrichter, der Professor Jarke und Armand Carrel brachen die erste Lanze. Man bedeutete uns aber, wir dürften nicht so viel Spektakel machen und wies uns hinaus.

Dicht dabei ist das große Felsenthor. Es ist ganz in Stein gehauen, immer kühl und feucht und von respektabler Länge.

Langsam und ermattet vom Schauen und Laufen stiegen wir nach dem Markte hin, an welchen die Domkirche stößt. Die Straßen sind still und andächtig, auf dem Markte plätschert ein Springbrunnen, es ist spanisch langweilig, und wenn ein armer Reisender durch schlechtes Wetter im „Schiff" am Markte festgehalten wird, so kann er Gott den Herrn erkennen lernen, denn in einer gut österreichischen Stadt, sei

sie auch so groß wie Salzburg, ist nichts zu haben, als das Bischen Natur.

Die Domkirche war das erste Gebäude dieser Art, das nicht in gothischem Styl erbaut ist, das erste Zeichen des nahenden Südens, von wo der üppige, breitere byzantinische Styl gekommen. Alle Formen daran sind breiter, fleischiger, die Säulen feister, man wird an den üppigen Leo erinnert, an Palladio den Behaglichen. Die ascetischen, langen, schmalbackigen gothischen Kirchenfiguren hören auf, an denen sich der nordische Wind zischend zerschellt, die Gebäude breiten sich aus, um die weichere Luft in größerer Ausdehnung aufzunehmen, die Dächer werden platter und runder, damit die Schatten breiter fallen.

Man hatte uns gesagt, in Salzburg sei eine sehr schöne unbefleckte Maria zu finden; der Starost hat sich angelegentlichst nach ihr erkundigt, es war aber keine zu sehen.

Nun machten wir noch einen Gang durch die tiefer liegenden bischöflichen Gärten, alt französische schattenlose Gänge mit kolossalen Statuen. All' diese groben Bildsäulen deuten auf die Sinnlichkeit des Krummstabs in Salzburg, auf ein lüsternes Pfaffenthum. Lauter plumpe Nacktheit mit halb bestialischer Aeußerung. Die Geschichte von Marc Sittich, dem Bischofe, ist noch der kultivirteste Ausdruck vom Pfaffenthum in Salzburg. —

— Wenig erbaut setzten wir uns in den Wagen, um hinwegzufahren aus dem Salzburger Grabe, denn die garstigen Menschen kamen uns wie Todte vor, und die Schaar runder Berge, welche ringsumher liegt, wie Grabhügel. Die Natur gleicht einer unaufgeräumten Stube, worin schöne, sehr schöne Sachen

herumliegen. Man findet um Salzburg manch' hübsches Genrebild, aber nichts Zusammengedrängtes, nichts Ergreifendes. Es that mir ernstlich leid, daß Mozart hier geboren ist, aber ich weiß auch bestimmt, daß er nie einen Don Juan komponirt hätte, wäre er immer hier geblieben. Poetisch denkt man sich den Teufel hier nicht, aber dumm.

Ich darf jedoch nicht zu bemerken vergessen, daß man unter dem gepriesenen Salzburg meist auch das Salzkammergut und Ischl und die in der Umgegend ruhenden Seen versteht, und daß ich wenig von den letzteren, gar nichts von den ersteren gesehen. Mein Mißbehagen erstreckt sich nur auf Salzburg im engeren Sinne.

Wir freuten uns, als der Wagen hinausrollte aus den Berggefängnissen, aus den Pfaffenhinterhalten, in denen ein unangenehmer Katholizismus kauert.

Wir jauchzten: es ging nach Tyrol, wo die bunten Tyroler wohnen mit den grünen Bändern auf den Hüten, mit den Schnurrbärten und den Stutzen, wo die Berge ein Ganzes werden, wo die Leute jodeln. —

Wir jauchzten: Jo Tyrol!

29.

Tyrol.

Es war eine recht kindische Freude, die ich empfand, als der Postwagen in's Tyroler Thal hineinfuhr: ich glaubte noch einmal in ein Stück meiner Kindheit selbst hinein zu rollen, und ich sang wie ich als Bube gesungen hatte: Jo, io, Tyroler machen's so! Die Tyroler hatten mich nämlich in früher Jugend beispiellos amüsirt, sie gingen immer in Sonntagskleidern, sie waren immer lustig, sie sagten zu allen Leuten „Du," sie trugen grüne Hüte und wunderschöne Hosenträger, sie hatten sammtne Jacken, und Blumen und Bänder flatterten an ihnen, und mein Vater sagte mir, daß sie alle mit ihrem kurzen Stutz vortrefflich schießen könnten. Ich dachte, das Land, wo solche Leute wohnen, muß gar zu charmant sein, da ist gewiß alle Tage Sonntag und die Leute haben gar nichts zu thun, sie verkaufen bloß einander ihre

bunten Decken, denn Müßiggang schien mir eine Hauptsache für's Wohlbefinden zu sein. Und in Tyrol dacht' ich, da ist's immer grün und warm, und Jeder kann wunderschön singen, und Jedermann lacht und klug sind sie alle, denn sie haben alle so große, klare, frische Augen. Aber entsetzlich weit dacht' ich mir das Land, weit drunten hinter Spanien, und das war eben so schön, daß es weit entfernt lag.

Ich habe viel Jugendirrthümer berichtigen müssen im Lande Tyrol, aber meine Freude ist mir nicht genommen worden, dies merkwürdige Ländchen hat mir gefallen vom Anfang bis zu Ende. Es hat ein klares, zweifelloses Gesicht, nicht so viel Klugheit, als ich erwartet hatte, aber einen Charakter ganz und gar. Das ganze Land ist ein Mensch, das ist ein wenig langweilig, aber sicher und behaglich.

Wenn man das Wort Tyrol hört, so muß man an lange schmale Thäler denken, die sich kaum auf einige Stunden Breite erweitern, sehr oft aber zur Schmale eines Gebirgspasses verengen. Ganz Tyrol besteht aus drei Hauptthälern, und ist nicht viel größer als die Hälfte der Schweiz. Das Hauptthal läuft von Norden nach Süden in die Lombardei hinein, und ist der letzte Träger des deutschen Dialekts, der dort dem südlichen Tyroler, dem deutschen Welschen ausgeliefert wird, welcher ein schlechtes Italienisch spricht. Botzen ist sein Mittelpunkt. Dies Hauptthal senkt sich jenseits des Brenners bis Roveredo und den Garda hinab. Die andern beiden laufen von Westen nach Osten, das Etschthal jenseits der Berge, das Innthal diesseits. Außer diesen giebt es freilich noch mehrere kleinere Thäler, wie das Zillerl, das Pusterthal und andere, sie münden aber alle als Nebenflüsse in diese

Hauptströme. Das ganze übrige Land ist steinernes Urgebirge, ein hoher Alpenrücken, nur für Gemsen, Adler und Jäger zugänglich.

Wir fuhren in's Innthal hinein, das sich von Ost nach West über Innsbruck hinaufschlängelt bis Graubündten. Entschlossenheit, Entschiedenheit der Natur trat uns auf beiden Seiten des Weges in stolzen Felsen entgegen, die ihre nackten magern Arme zum Himmel emporstreckten, als forderten sie ihn fragend heraus, warum hast du die Welt nicht weicher und schöner gemacht, da du doch sonst so viel Talent an den Tag gelegt hast, warum Krankheiten und Unfruchtbarkeit und Tugenden aus Unterlassung, warum der am glücklichsten, der am wenigsten thut.

Und da sah ich sie wieder, die bunten Tyroler meiner Jugend mit der melancholischen Heiterkeit, dem Abglanz ihres Landes. Kühn sind die Felsen, aber arm, golden und weich ist der Sonnenschein, aber das Land ist hoch, er wärmt wenig, der Boden ist hart, er zeitigt wenig. Es ist ein armes Land dies Nordtyrol, kärglich sproßt ein wenig Getraide, aus dem Süden haben sie sich eine demokratische Frucht, den Mais, holen müssen, um sich zu sättigen. Nicht einmal die Schweizer Triften und Matten sind ihnen gewährt, die Berge sind steinig und harter, unersprießlicher Laune, auch die Viehzucht findet keine Nahrung. Das Alles steht von den Urältervätern her auf den Tyroler Gesichtern, sie sind von Haus ein Volk mit gesunder Leber und Milz, sie lächeln aus der Armuth heraus, aber die Armuth lächelt mit, sie sind ein saubres Volk. Es ist unbegreiflich, woher sie ihre hübschen Hüte, ihre glatten Jacken, ihre zierlichen Hosenträger nehmen. Sie sind ordentlich und

doch keine Philister, sind munter und doch nicht leichtsinnig, sind beschränkt und doch nicht dumm, listig und doch nicht falsch, stolz und doch nicht übermüthig, ernst und doch nicht traurig, vorsichtig und doch voll Muth — sie sind unverfälschte Kinder ihrer klaren, scharf abgegrenzten Berge, sie haben ihr Land getroffen ganz und gar.

Man darf sich unter solchen Natur- und Lebensumständen auch nicht wundern, daß die sanftere Form und Schönheit des Weibes nicht gedeiht — dafür sind Berge und innere Verhältnisse zu rauh. Die Tyrolerinnen sind gar nicht hübsch; das wissen sie wohl am Ende auch, und das hat sie eingeschüchtert, denn auch ihr Geschmack ist mißrathen. Sie kleiden sich völlig unschön, verstopfen den Leib hinter dicke Ladungen wollener Röcke, und tragen Hüte wie die Männer. Wenn man bloß Köpfe sieht, so kann man oft die Geschlechter nicht unterscheiden. Das rauhe unsanfte Bergleben hat auch die weiblichen Züge hart gemacht.

Alle diese Nachtheile kommen aber den Männern zu Gute. Ihre Gesichter sind gestählt und gesättigt mit frischer scharfer Bergluft, aus den Augen springen die wetterscharfen Berge, von Wange und Lippe strotzt die gesunde, unverfälschte Atmosphäre, der ganze Körper ist geschmeidigt durch die Gefahr der schwindelnden, sich um Abgründe windenden Klippen, durch die Thätigkeit, welche der unebne Boden fortwährend in Anspruch nimmt. Der Tyroler gehört zu den schönsten Männern Europas, und ich habe oft bei seinem Anblick an einen spanischen Brigand gedacht, der aus einer Schlucht der Sierra Morena herabsteigt und mit dem kernhaften schwarzen Auge umher-

späht nach der dunkeln Ebene, wo die reichen Klöster und Schlösser aus den schwarzgrünen südlichen Bäumen leuchten.

In der Nähe des Loferpasses, wo die Thalwände sich zusammendrängen wie stolze Feinde, die einander das Weiße im Auge suchen, da trat ein Tyroler Schütz plötzlich um die Ecke, und blieb, die Hand auf seinen Stutz lehnend stehn, um uns vorüberzulassen. Ich meinte, es sei eine fabelhafte Erscheinung, so grünfrisch poetisch sah der Bursche aus, wie ein junger Alpenkönig, der eben aus den fliegenden Wolkenschichten trete; der Reif hing ihm um den bauschigen Knebelbart und die langen Augenwimpern, die Augen blitzten wie menschliche Gemsaugen hervor, an der Seite steckte das Messer, welches jeder Tyroler trägt, wenn er auch nur Brod damit schneidet, im Wetter gebleicht, fahlgrün war sein Hut und sein Wamms, unbefangen und kühl wie ein Giesbach sah er in unsern Wagen.

Am Loferpaß hat es ein fürchterlich Franzosenmetzeln gegeben, nur verwitterte Steintrümmer waren übrig von der frühern Befestigung, der Schütz stand an einem klassischen Punkte, man sah's ihm an, seine Kugeln fehlten selten — er schaute aus wie ein moderner Ritter mit wenig Bildung, aber sichrer Waffe.

In diesen Tyroler Thälern mag die Redensart entstanden sein: die Welt ist mit Brettern vernagelt. Es giebt immer nur einen Weg, auf welchem man vorwärts oder rückwärts muß. Das Volk in diesem Lande muß auch nothwendig todestapfer oder feig werden, es giebt kein juste oder triste milieu, keinen andern Ausweg, unzugänglich wie Kaufmannsherzen

stehen links und rechts die himmelhohen kahlen Felsen, und verschließen die übrige Welt.

Solch' eine meilenlange Wand trennt im Innthale Tyrol nach Norden zu von Deutschland. Ganz Nordeuropa ist hier zu Ende, man ist für immer abgeschnitten von der Abendzeitung, vom Hofrath Böttiger und von seinen Recensionen — Deutschlands Stolz ist zu Ende.

Nur nach mehreren Stunden schlüpft einmal ein schmales Thal nach Süden hinein, um eine Flucht nach Italien zu suchen.

Es wurde dunkel, und hie und da kam ein Tyroler, und warnte uns gutmüthig vor den Wassern, welche die Wege sakkerisch zerrissen hätten.

Wenn man dem Tyroler das Wort sakkerisch verbietet, fängt er auch eine Revolution an.

In Kurzem war es undurchdringlich finster. Wir mußten aussteigen und einen Nebenweg suchen, die Straße war zerstört. Nur ein schmaler, für den schweren Wagen gefährlicher Aushilfsweg lief in dem engen Thale an den Felsenlehnen hin. Es wurden Leute mit Kienfackeln herbeigebracht, wir tappten unsicher bei dem flackernden Scheine durch die Nacht und die Berge hin.

Ein todtblasses Tyrolermädchen ging stumm und gespensterhaft mit der Kienfackel neben mir her. Sie hatte ein wirres, unleserliches Auge, was Niemand ansah, und sprang mit unglaublicher Kraft über die höchsten Felsblöcke. Ich war mit ihr immer der übrigen Karavane voran, und die weit hinter uns einzeln schimmernden Fackeln, und das wüste Gesicht des Mädchens neben mir, regten unheimliche Geschichten meines Busens auf.

30.

Eine Tyroler Geschichte.

In diesem Lande müssen recht traurige Geschichten passiren können, dacht' ich in meinem stillen nächtlichen Sinn, und sah nach den schwarzen Felsmassen in die Höhe, die bei der Finsterniß kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich schmerzhaften Gesichte des Mädchens. Das arme Kind riß sich das Busentuch heraus, als ich so in die Höhe blickte, und trocknete sich damit die Augen, obwohl die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wohl sagen, daß sie eigentlich weinen sollte, und sie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Busen sah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, was auf dem Grabe heiliger Todten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tyrolerinnen sind keusch und schamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen sein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In diesem Lande passiren wirklich recht traurige Geschichten, denn die Bildung hat noch nicht die Leidenschaften in Baumwolle gewickelt, sie äußern sich in baarer, wilder Naturkraft, und frei sind die Tyroler auch nicht, wenn sie sich auch so stellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich gewesen, sie hatte geliebt. War sie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt Ihr es wohl, Ihr stumpf glücklichen Menschen, die Ihr gedankenlos in der Fülle Eures Behagens hinlebt, wißt Ihr es wohl, daß diese lachende goldne Sonne Menschen bescheint, welche niemals, ach das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich gewesen sind, niemals nur den Mantelsaum des fliegenden Glücks gesehen haben!

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch Alles rauscht, was da ist, daß es wirklich Menschen giebt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es giebt solche Menschen! Machtest du sie über Nacht klug, sie liefen auf die Thürme, und stürzten sich herab, um die trostlose Brust zu zerschmettern. Und es sind das nicht immer bloß alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur sich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es sind mitunter ganz anständige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf sie herabstürzen, wenn sie plötzlich ihr Unglück erführen. Es ist eine traurige, entsetzliche Poesie um einen Menschen, der

da sieht, wie Alles überwältigend die Liebe bei allen Menschen ist, und der niemals selbst davon etwas erfahren hat.

Ich meine, es sei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elsi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwohl es gar nicht klein war.

Elsi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt, beim Hause war ein Gärtchen, im Stalle stand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meisten Tyroler Häusern angebracht ist, war erst vor sechs Jahren blank und fest ausgebessert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handschuhen nach Deutschland, im Herbste kam er wieder, und den Winter über hatten sie Holz genug, saßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Ersparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleisch zu essen.

Es ging der Elsi wirklich recht sauber, besonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr wenn sie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen saß, die ihr der Sepperl geschenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher sagte: Elsi, guten Abend. Denn der Sepperl war ein blitzhübscher Bube, er schoß die meisten Gemsen von allen Schützen im Dorfe, und hatte den schwärzesten schönsten Knebelbart. Als der Vater schon einen Monat fort war, hinaus in's Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein in's Haus, und schüttelte Elsi's Mutter die Hand und der Elsi auch und setzte sich.

Elsi's Mutter war unten aus Welsch-Tyrol, und

hatte stechende schwarze Augen, und Sepperl gefiel ihr, und wenn sie die Tochter hinausschickte, so streichelte sie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elsi's Mutter noch eine rüstige, hübsche Frau war — Elsi war erst 15 Jahr — so streichelte er sie wieder, er war jung, sie war aus Welsch-Tyrol, sie wurden warm mit einander.

Die arme Elsi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burschen mit ihren verlobten Dirnen. Es that ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends so Viel zu schicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind schon wieder rauh von Baiern her über die Berge herunterfiel, und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elsi's Vater aus dem Reich zurück, und er wunderte sich, daß es noch dunkel in seinem Hause war, machte leise die Stubenthür auf und blieb stehen. Hinten vom blauen Himmelbett vernahm er Geräusch, als wenn zwei Leute schön mit einander thäten, und sich küßten. Er schüttelte unwillig den Kopf, daß Elsi solchergestalt die Sitte hintansetze, kehrte flugs um, und ging zum Pfarrer, für seine Tochter die Hochzeit zu bestellen; denn er hatte es schon im Frühjahr gesehen, daß Sepperl ein Auge auf sein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauses aber begegnete ihm Elsi. Sie grüßte ihn schön und gab ihm die Hand; er fragte sie aber bloß, wer denn eigentlich daheim in der Stube sei, und als Elsi antwortete: „die Mutter und der Sepperl," da sagte er: Elsi, geh' zum Herrn Pfarr, und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen.

Sie ging, er kehrte um, und trat stumm in seine

Stube. Das Weib saß mit entblößter Brust auf dem Bett, Sepperl sprang hastig auf die Seite. Elsi's Vater trat an sein Weib heran, und fragte, ob sie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor, und fiel mit seinem blassen Schein über Beider Gesicht. Das Weib war todtenstill; er griff nach seinem Messer an der Seite und stach es ihr tief in die offene Brust. Sepperl schlich langsam aus der Stube; er sah's aber noch, wie das Blut emporsprang und das Weib auf's Bett zurückstürzte.

Es hatte Niemand ein Wort gesprochen, aber Sepperl mußte wohl später geschwatzt haben, denn am andern Tage war die Geschichte ruchbar. Elsi hatte bis spät in den Abend im Pfarrhause auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging sie heim, und da unten Alles finster und still war, dachte sie, die Eltern schliefen schon, und ging hinauf in ihre Kammer, und schlief bis an den frühen Morgen. Im Hause selbst schlief aber Niemand mit ihr als die todte Mutter.

Als Elsi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Messer mit seinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — die Nachbarn erzählten ihr schonungslos, was sie wußten, und was sie nicht wußten.

Elsi war alt genug, ihr Unglück zu übersehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr sagen will: den Geliebten, und was noch mehr ist: die Liebe, und Alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verstand zu verlieren. Elsi verlor ihn auch.

— Aber wer nie geliebt hat in seinem Leben, ist doch noch schlimmer dran.

Von Elsi's Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müssen. Elsi saß still in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schooß, und sang die alten glücklichen Lieder; sie putzte sich sorgfältig, weil sie glaubte, der Mangel an Schönheit sei Schuld gewesen, daß sie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Essen, und sie aß mit großem Appetite, war still und sanft, und that Niemand etwas zu Leide.

Eines Abends saß sie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbetts, in welchem jetzt Niemand schlief; denn sie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrlos'te Dach hereindrang. Sie summte leise ein altes Lied, da ging die Thür auf, und Elsi sprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl.“ Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war Sepperl, der von Wien desertirt war; sie schien ganz vernünftig zu sein, so lange sie mit ihm redete. Er stellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein andrer Ausweg übrig sei, als auf's Gebirg zu fliehen, denn wenn man seiner habhaft würde, erschösse man ihn. In diesem Augenblick sei er halbtodt gehetzt, und bedürfe einer stärkenden Ruhe, im Gebirge sei's noch kalt und rauh, Elsi solle ihn vier und zwanzig Stunden beherbergen.

Elsi nickte mit dem Kopfe, er verschlang hungrig ein Stück Brot, was auf dem Fensterbrett lag, dann fiel er todtmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geschehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf sank bleiern auf seine Augen. Elsi ging, und riegelte die Thür zu, dann legte sie sich angekleidet neben ihn auf's Bett, und schlief nicht,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

sondern sah den Schläfer an mit offnen Augen, obwohl sie wenig an ihm sah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, sah das Mädchen neben sich halb aufgerichtet sitzen, sah seine Lagerstätte und fuhr entsetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elsi umklammerte seine Kniee, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elsi's Wahnsinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um sich einzurichten für seinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin, und brachte Elsi das Frühstück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elsi schob den kleinen Schieber am Fenster auf, und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl ist wieder da," sagte sie.

Sepperl erschrak des Todes in seinem Versteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt, sie von Sepperl sprechen zu hören, achtete nicht darauf, sondern ging, sich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum ersten Male der Gedanke von ihrem Irrsinn, aber wenn sie sich zu ihm wendete, sprach sie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der schlimmen Stube zu Muthe; er machte sich indeß zu thun, suchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elsi's Vater zusammen, putzte das Gewehr, und machte sich reisefertig. Der Elsi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, seinen Namen zu nennen; als sie aber kam, sagte Elsi wiederum: „der Sepperl ist da, ich darf's aber nicht sagen."

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre schreckliche Lage; er sah auch, daß sie nichts that, und sich wie eine Kranke von außen her ernähren

ließ. Ihn verlangte angstvoll nach dem Abende, er schmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück lastete wie Verdammniß mit der niedrigen Stube auf seiner Brust.

Elsi war unterdeß lieb und zärtlich gegen ihn, und sprach kein thöricht Wort.

Es ward Abend, und er machte sich reisefertig. Elsi that's auch. Er fragte. Sie wolle ihn bis an's Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abschlagen wollte, weinte sie bitterlich.

Sepperl suchte sie zu beruhigen, und streichelte ihr zum ersten Mal die Wangen, und küßte sie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerstrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und sie preßte ihn küssend und wieder küssend, so heftig an sich, daß es ihn schmerzte.

Er steckte so viel Brot, als im Hause zu finden war, in die Jagdtasche und sie gingen; was er mit ihr beginnen sollte, wußte er selbst noch nicht.

Es war Abend. Sie schlüpften zwischen Häusern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte, und kauerte sich hinter einen Zaun. Als Elsi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, schon da, und fragten sie, wohin sie bei so später Zeit noch gehe.

„Ich geh mit dem Sepperl auf die Berge, sie wollen ihn todtschießen."

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren österreichische Militairs, die ihn verfolgten. Er huschte so leise als möglich auf der Erde hin, und fiel in eine Grube, duckte sich zusammen und regte sich nicht.

„Sie ist nicht klug," sagte ein Tyroler, welcher dabei war, aber Elsi setzte hinzu: Hier hinter dem Zaune sitzt er.

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte sich der Grube. Sepperl spannte seinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer."

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüsse knallen hintendrein, man setzt ihm nach, nur der Tyroler und Elsi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elsi ruft ängstlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Bursche und kannte alle Wege und Stege — erst ein Paar Jahre nach diesem Vorfalle ist ihm oben auf dem höchsten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat sehr mager und alt ausgesehen, sein Haar ist grau gewesen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdeß gewachsen. Er lebt nur von Gemsenfleisch, und es sollen noch mehrere solche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Konscription entflohen sind. Sie wagen sich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement ist unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersschwach mit sechzig Jahren herabgekrochen sei, verhoffend, man habe sein vergessen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben gestraft. Wie bei den Türken und Persern existirt auch das Heimfallsrecht bei solchen Personen: jener Mann hat 90,000 Gulden besessen, welche dem Gouvernement verfallen sind. —

— Der Tyroler, welcher mir die Geschichte mit Elsi und Sepperl erzählte, als er mich so betrübt und verwundert über ihren Anblick sah, setzte hinzu, man

wisse nicht, ob sie mit dem Sepperl wohl zusammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felsen gesehen, und hasche begierig nach Zunder, Pulver und Blei, womit sie wahrscheinlich den Geliebten versorge. Sie spreche übrigens kein Wort mehr, trockne sich aber immer die trocknen Augen, wenn sie hinauf nach den Bergen sehe.

Der Tyroler erzählte mir Alles in ihrer Gegenwart, sie hörte aber nichts, sondern leuchtete uns schweigsam wie ein Marmorbild über die schmalen Balken, welche man in die brausenden Bergwasser geworfen hatte, um die Kommunikation herzustellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verschwand sie plötzlich auf der Seite, wo die Felsen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu suchen.

31.

Innsbruck.

Als wir durch die Wasser hindurch waren, kehrten wir in einem Wirthshause ein, um zur Nacht zu essen. Die Leute waren so still geschäftig, melancholisch freundlich, wie man die Tyroler meist in ihrem Lande findet. Auf der Landstraße und in der Fremde sind sie am meisten gesprächsam und lustig. Witz und Humor haben sie niemals, dafür sind sie ein zu anfängliches Volk. Sie sind zufrieden, und diese Zufriedenheit gewährt ihnen eine ruhige Laune, in welcher sie die liebenswürdige Beschränktheit niemals irr werden läßt.

Nur die Intelligenz macht unzufrieden.

Die Tische waren sauber gedeckt, ein langes, sanftes Mädchen, das immer roth wurde, wenn sie Jemand von uns jungem Volke anredete, servirte uns ein ärmlich Essen. Die „Zeitung für Tyrol und

Voralberg" lag auf dem Tische, ich freute mich, daß das kleine Land doch auch seine eigene Zeitung habe. Es war lauter Türkei darin, und der Oesterreichische Beobachter machte französische Blätter herunter, von denen die Tyroler nichts wußten. Die Julirevolution haben sie durch Reisende erfahren, aber immer noch früher als die Spanier, die doch näher an Frankreich wohnen, und erst im Winter 1831 französische Mährchen hörten, weit, weit her, wie die Vorfälle von König Artus Tafelrunde.

Es saßen aber doch ein Paar Tyroler im Winkel, die sich von erschrecklichen Dingen erzählten, welche drüben hinter den Bergen geschehen sein sollten.

Vor der Thür fanden sich Tyroler Musiker ein, und begrüßten uns mit sanften Tänzen. Diese Sitte hat etwas Gastfreundliches und Heimliches, sie kamen auch nicht mit dem Notenblatte, um etwas zu haben, sie spielten ihre Weisen aus dem Kopfe, und als wir ihnen etwas schenkten, waren sie dankbar und vergnügt wie die Kinder.

Tyrol ist überhaupt das Land der großen Kinder. —

— Da ich den andern Morgen im Wagen erwachte, war das Thal breiter geworden, und die Sonne lag wie ein jungfräulicher Kuß darauf. Links öffnete sich das Zillerthal, was sich heimlich und traulich in die Berge hineinschleicht. Bei der Umspannung sagte mir ein Tyroler, da drin im Zillerthale sitze in einem einsam gelegenen Häuschen ein recht armes Mädchen, deren Schatz sei vor mehrern Jahren ausgezogen mit seiner schönen Jodelstimme, und das Mädchen wartete noch immer mit Schmerzen, daß er wiederkommen werde, und an jedem Morgen dächte sie, heute sei der rechte Tag, und sehe in's

Thal hinunter. Aber der rechte Tag sei noch immer nicht da.

Als ich ihm sagte, der Schatz möchte wohl ein ander Mädchen und Unterkommen gefunden haben, und käme vielleicht gar nicht wieder, da schüttelte er lächelnd den Kopf, und sagte: das thut kein Tyroler, jeder Tyroler ist treu.

Und wirklich sind sie das wiederum wie die Kinder, und wie ein anfänglich Volk, dem die Treue, auch die dümmste, Religion ist. Man erzählt unglaubliche Beispiele. Erst vor Kurzem war ein Tyroler wieder gekommen, der draußen ein steinreicher Mann geworden war, und die schönsten Mädchen hatte heurathen können. Er war wiedergekommen, um seiner Gretli Wort zu halten, und als er die Gret abgemagert, elend wiedergefunden, als sie ihm auch gar nicht mehr gefallen hat, so ist er doch seinem Versprechen treu geblieben, und hat sie geheurathet, und lebt jetzt recht freudlos mit ihr.

Ist das nicht eine rührende beschränkte Treue? —

— Immer breiter wurde das Thal, immer grüner und sonniger, der Wagen rollt durch Hall, das über und über im Dampf gehüllt ist von den Salzsiedereien, auf breiter glatter Heerstraße, an welcher strotzende Obstbäume prahlten, tanzten die Pferde im lustigen Sonnenschein, ein bunter Tyroler nach dem andern kam vorüber, die Berge traten höflich, aber hoch und schön immer weiter zurück, immer herrlicher ward das weite Thalbecken, io Tyrol! jauchzten wir alle, es war gar zu schön — Innsbruck lag vor unsern Augen.

Rings ist Alles von den hohen Bergwänden geschlossen, nur zu den befreundeten Tyrolern stehen die

Thalwege offen, nach Deutschland schützt die steile Martinswand mit ihren Genossen, nach Italien der stolze hohe Brenner, Raum zum Spielen und Springen ist im breiten Thale genug — hier wollen wir Hütten bauen, riefen wir alle, von nirgends her kann eine Störniß dringen.

Ich weiß keine Stadt, in welcher deutsch gesprochen wird, welche meinem Auge, meinem Herzen so gleich einer Geliebten mit offnen Armen entgegengekommen wäre, als Innsbruck. Nur Wien brachte mir auf der Spinnerin am Kreuz noch mehr, noch raschere Küsse, aber ich wußte es schon, daß in Wien so viel Oesterreicher wohnten, ich wußte es, daß es eine unkeusche Stadt sei.

Daß der Sonnenschein wie blankes Gold zu Innsbruck auf allen Thürmen, allen Dächern lag, mochte wohl auch Viel dazu beitragen. Ich liebe den Sonnenschein wie die Augen, ich suche ihn wie die Pflanze, ich bete ihn an wie ein Peruaner. Wenn es düster und regnerisch wird, da mögen wohl die Felsen um Innsbruck bedrohlich zusammenrücken und traurige Demonstrationen gegen die Stadt machen, und in der goldnen Sonne zu Innsbruck mag es ein Wenig langweilig werden.

Aber ich frage nicht, wie wird das schöne Mädchen aussehn, wenn es Runzeln hat! Ich ging mit einem wunderlichen Wohlbehagen unter den Arkaden der Stadt hin, wo man Versteckens mit der Sonne spielen kann. Die Tyroler hatt' ich mir eigentlich nie eine bedeutende Stadt bildend denken können. Sie sind auch hier meistens entartet, oder sehen aus, als ob sie nur zum Besuche da seien. Der Tyroler gehört auf's Land, dort ist er eine Notabilität. Es ist

merkwürdig, wie edel er auch in Lumpen aussieht: das feierliche, edle Gesicht eines Tyroler Bettlers mit den stillen, regelmäßigen Zügen setzt Einen in Verlegenheit. Sie sahen alle aus wie hochgeborne Granden, die hinter den verborgenen Thälern einen Karneval aufführen mit grün und rothen Bändern.

Aber fein stolz auf Innsbruck gehen sie umher, fein stolz auf ihre Hauptstadt. Ich glaube, sie ließen sie während der sechs Wochentage leer stehen, und kämen bloß des Sonntags her, um die Kirchen zu besuchen, auf den Straßen herum zu schlendern, auf der Innbrücke zu stehn, und die Tyroler Berge anzuschaun — das thäten sie, wenn die äußeren Landstraßen nach Innsbruck plötzlich verschüttet würden, und die Bewohner der Stadt nicht mehr bestehen könnten. Sie haben ein Faible für Innsbruck. Botzen ist viel bedeutender in Lage und Wohlhabenheit, die Blüthe Tyrols rankt sich da zusammen, aber Innsbruck ist die alte Jugendgeliebte, sie hat ihre heißesten Thränen, ihre bessern Thaten gesehn, es ist ihr Heiligthum, das Mekka der Tyroler.

Da drüben, einen Büchsenschuß von der Stadt liegt der Berg Isel, wo die Baiern wie die Spatzen erschossen wurden, wo sie sich zuschrien: „ein Hundsfott, der nicht seinen Mann trifft," wo ihre Stutzen an einem Vormittage fünf und sechzig Offiziere niederwarfen, diese Innbrücke hat Hofer geheiligt. Hier kreuzte er seine Arme und stürzte durch den Kugelregen auf die Feinde, und rief: „Vorwärts Tyroler! St. Georg und mein Bart werden Euch als Schild dienen."

In und um Innsbruck liegt die Quintessenz des Tyroler Ruhms, sie lieben es wie die Juden Jerusa-

lem, wie die Römer Rom, wie die Franzosen Paris. Wenn man einen Tyroler begegnet, so frägt er: wo bist Du her, und hast Du Innsbruck gesehn?

Die Stadt zieht sich mit ihren elfhundert Häusern von Deutschland nach Italien hin, und hat für mehr als 10,000 Einwohner Platz. Eine lächerliche Merkwürdigkeit ist das goldne Dach, dessen Bedeutung schon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Tasche hat es angelegt, und es ist eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln.

Auch der Gedanke solch einer goldnen Prahlerei ist durchaus nicht tyrolisch. Der Tyroler erwirbt gern Geld, und er verschleudert es auch nicht so schnell und leichtsinnig wie der habsüchtige Italiener, aber es hat ihm auch keinen so todten Werth wie dem geizigen Schweizer. Er liebt das Schmucke, er kauft Viel, und gibt ohne Bedenken zwei Drittheile seines Erwerbs für einen schönen Hosenträger, ein feines Hemd und eine weiche Sammtjacke. Er ist viel zu eitel und zu reinlich, um mehr als ordentlich zu sein.

Eins aber beweis't dies goldne Dach, was schon Jahrhunderte lang unangetastet liegt; die Ehrlichkeit der Tyroler. Es hat sich noch Niemand an einem Ziegel vergriffen. Ich glaub' es gern, daß der Versuch des Diebstahls am Zusammenhange der Masse und der sonstigen Beschwerlichkeit scheitern würde, aber englische Industrieritter hätten gewiß schon hundert Versuche gemacht. Ein Diebstahl ist in Tyrol eine arge Seltenheit, und wenn einer vorfällt, so ist der Dieb gewöhnlich aus Italien oder drüben aus Steiermark.

An Kirchen und Heiligenbildern fehlt es in Tyrol, namentlich in Innsbruck nicht: der Tyroler ist nicht nur fromm, er ist noch wacker abergläubisch. Es war kein geringer Grund zum Aufstande, als die bairische Regierung die geistlichen Komödien und Wallfahrten untersagte, welche die Tyroler in großen Schaaren besuchen. Jetzt ist kaum ein Ländchen in Europa, wo der Katholizismus und die patriarchalische Hierarchie noch so üppig, warm und feist gediehen, als Tyrol. Spanien und Portugal sind skeptischer, und in Italien wuchert bekanntlich nur die Sinnlichkeit oder gar die Lüderlichkeit des Katholizismus. Das ist um so auffallender, da man von den vielen Wanderern aus Tyrol, die mit Teppichen und dergleichen in Europa herumziehn und dann zurückkehren, einen profanirenden Eindruck in der Heimath erwarten sollte. Aber die Tyroler heulen mit den Wölfen, sie hüllen sich in Schaafskleider, doch die Tyroler Stimme, die Tyroler Haut bleibt von allem Aeußeren unberührt. Sie sind für kein Kontagium empfänglich, auch die Cholera hat keiner mitgebracht. —

Nächst Hofer ist der Kaiser Max eine Hauptperson in Innsbruck. Er hat in der Hauptkirche ein eigenthümlich Denkmal. Hinter einem Eisengitter steht eine Art Sarkophag, auf welchem mit der größten Zierlichkeit in lauter kleinen Nürnberger Hautreliefs seine Schlachten abgebildet sind. Es ist sehr bezeichnend, daß man ihn durch solche kleine charmante erhabne Sächelchen verherrlicht hat, diesen letzten deutschen ritterlichen Sanguiniker mit der braven Liebenswürdigkeit. Ein schnurriger Pendant zu seiner Geschichte, dessen Schalkhaftigkeit dadurch erhöht wird, daß es die Tyroler mit den niedlichen kleinen Schlach-

ten ganz ernsthaft meinen. Dieser brave, ein wenig beschränkte, poetische Kaiser Max, was unternahm er für gewaltig ritterliche Dinge, und hatte nie Glück, erreichte nie etwas, gewann nie Einfluß. Er war der schönste deutsche Schauspieler, der noch einmal die Romantik, das persönliche Heldenthum spielen wollte zu einer Zeit, wo die antiromantische Vernunft erfunden wurde. Zu Innsbruck in der Kirche ist sein gar zu treues Denkmal.

Ein entarteter Tyroler, der mir die Martinswand wies, erzählte, eigentlich sei's kein Engel gewesen, der ihn gerettet, sondern ein Gemsjäger, und der Kaiser Max habe ihn dafür geadelt, und seine Familie existire noch. „Aber" — setzte er ächt tyrolisch hinzu — „auf die Martinswand ist noch kein Tyroler hinaufgekommen, und herunter erst gar nicht." —

In unsrer Wirthsstube gab's so viel Bilder von Hofer, als Kouverts auf dem Tische. Aber der Kaiser Franz hing einsam hinter dem Ofen, von Fliegen verunglimpft. Das ist nicht bös gemeint, das Schicksal hat's so gefügt. Und Hofer hat den Leuten wirklich einen großen Gefallen gethan. Damals gewährte er ihnen eine Art Mittelpunkt, und das thut er heut noch. Für die besten Gedanken brauchen die Völker Fleisch und Blut, sie müssen sie wie der Apostel Thomas mit Händen greifen können.

Diese Inkarnation hat aber Deutschland immer noch gefehlt. Wir haben gar keinen gemeinschaftlichen Helden, und das ist unser Unglück. Blücher war ein Preuße, Karl der Große ein Franke, Luther ein Protestant, Heinrich der Finkler mußte die Wälder ausrotten und hatte für die Menschen keine Zeit, die Hohenstaufen liebten nur Italien, Friedrich der Große

nur Frankreich — wir hatten noch keinen Helden und haben keinen. Nur Klopstock und die vaterländischen Mystiker können am Strohfeuer von Worten warm werden und sich mit Herrmann trösten, mit Herrmann und Thusnelda und mit Thusnelda und Herrmann. Andern vernünftigen Leuten, die gern was Rechtschaffnes lieben möchten, ist das zu lange her, und es geht uns kein Landwehrmann in's Feuer, wenn wir ihm sagen: Im Namen Herrmanns und Thusneldens, Michel drauf! Was kümmert den Michel Herrmann und Thusnelda!

Es ist eine Schwäche, das Heldenthum der Personen und Namen; durchgebildete Völker entwachsen ihr, aber es ist eine poetische Schwäche, wenn der Name wirklich auf eines Helden Stirn, auf der Stirn des tüchtigsten Mannes steht. Nur ein Volk, das keine andere Vereinigung hat, als den Namen und die Sprache, ein solch' Volk muß einen Helden haben, bei dessen Namen ihm das Wasser in die Augen schießt. Es ist leider in Deutschland zu viel Republik in Kunst und Wissenschaft: da giebt's ein immerwährendes Guillotiniren, links und rechts fliegen die Köpfe der Herrscher, Göthe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und zu viel Republik unter den Notabilitäten aller Art. Bin ich nicht sehr liebenswürdig, daß ich zu viel Republik finde?

Es ist in Deutschland zu wenig Außerordentliches, durch Größe Ueberwältigendes. Das Land hat sein Heroenzeitalter übersprungen, es hat sich zu früh etablirt, hat die Kinderkrankheiten des Heldenthums nicht durchgemacht, daher seine Armuth, sein Siechthum.

Tyrols Kinderkrankheit war der Aufstand von

1809, und Andreas Hofer war sein Arzt, Beichtvater und Todtengräber, das frühere Geschlecht ist freilich dabei zu Grund gegangen, aber in einer frischen, schnellen Krankheit, die eine gesunde Trauer zurückläßt, und im Namen Andreas Hofer hat die neue Generation ein Bannerwort bekommen für alle Zeiten. Andreas Hofer ist ein moderner Schutzpatron Tyrols geworden, und er hängt nicht umsonst in allen Wirthsstuben.

32.

Andreas Hofer.

Durch Immermanns „Trauerspiel in Tyrol" und ähnliche Bücher ist es Mode geworden, den Hofer immer nur für eine große Puppe anzusehn, welche die Pfaffen am Draht zogen. Er war eine Puppe, aber eine lebendige, er haßte nicht bloß auf Geheiß, er haßte von Herzen und liebte von Herzen. Und sein Haß traf nicht bloß, wie die Pfaffen wollten, die Franken und Baiern, sein Haß traf auch den Adel, seine Liebe umfaßte nicht allein die unantastbare Kirche, sie war eine demokratische. Und der ganze Aufstand war nicht bloß eine blutige Posse, zum Vergnügen des Hauses Habsburg aufgeführt, er stammte wirklich von der Freiheit. Das Pfaffen- und Habsburgthum haben seinen Glanz getrübt, aber sein Element nicht verändert. Die „rothen Hosen" des österreichischen Kaisers haben allerdings ihre Rolle

dabei gespielt, aber sie waren nicht das Motiv des Stücks.

Es war eine verwickelte Geschichte um den Preßburger Frieden und um die Ursachen, daß in der Nacht des zehnten April 1809 der Aufstand losbrach in Tyrol, ich habe hier auf der Reise nicht Zeit genug, sie ausführlich zu erzählen. Oesterreich hat viele seiner kleinen Klugheiten dabei entwickelt, die seinem Verstande immer Ehre machen werden. Ohne viele Umstände gab es Napoleon Tyrol in den Kauf, als er es verlangte, man kannte zu Wien das ehrliche, offne Tyrolerherz auf und nieder, und trat die Provinz viel leichter ab, als jede andre. Mit dem Paragraphen dieser Abtretung ward dem Napoleon der Uriasbrief eingesiegelt in die Friedensdepesche, das wußte man. Es war eine vergiftete Hostie, die den Frieden weihte.

Oesterreich behandelt nämlich seine Provinzen immer wie die Kinder, denen man in kleinen Ungezogenheiten den Willen läßt, damit sie nur sonst artig bleiben. In Tyrol wohnten die kleinsten Kinder, denen man all' die garstigen Angewöhnungen von Nationalität, Privilegien, Selbstbesteuerung und dergleichen durch die Finger gesehen hatte. So waren die Tyroler meist guter Laune gegen Wien.

Napoleon aber und das damalige bairische Gouvernement, welchem Tyrol zugefallen war, verfuhr mit der neuen Provinz wie mit einem erwachsenen Menschen, welcher Härten und Uebelstände zu übersehen vermag gegen allgemeine, weitaussehende Vortheile, gegen moderne Verbesserung. Das erzeugte das lebhafteste Mißbehagen gegen die neue Herrschaft. Der Tyroler sieht von einem schmalen Thale bis

zum anderen, seine Pupille gewöhnt sich nicht ohne Schmerz plötzlich an weite, breite Weltreformen. Diese total falsche Behandlung war der erste Grund zum Aufstande.

Tyrol ist fromm, man tastete seine Kirchen und Priester an. Die Priester schrieen „Anathema!" Tyrol ist nicht bloß fromm, es ist abergläubisch — die Priester legten einen breiten zweiten Grund zum Aufstande.

Tyrol ist arm; man verlangte höhere Steuern von ihm, das war ein dritter Grund. Aber das waren Alles nur Dinge für Einen, der durchaus Gründe haben wollte. Die Hauptsache waren lauter Empfindungen, für welche sie keine Worte hatten. Das Tyrolerthum war bedroht. Jede Aenderung, jedes Neue ist einem stabilen Volke wie dieses ein Gräuel. Sie ahnten es, daß am Ende auch ihre Hosenträger, ihre grünen Hüte, ihre bunten Bänder bedroht würden, sie ahnten es, daß man ihnen am Ende gar die Stutzen nehmen könnte. Und Alles geschah, ohne daß sie gefragt wurden — die ganze Freiheit mit all' den Freuden, Rechten und Ungezogenheiten, welche in diesem Worte liegen, war gefährdet. Das lag dem Dümmsten vor Augen, wenn er nicht mehr thun und lassen durfte, was früher.

Und um die Freiheit handelte sich's wirklich in diesem Aufstande, wenn sie auch einen andern Rock trug als gewöhnlich, wenn sie auch verdächtigt wurde durch das Zulächeln Oesterreichs.

Die Tyroler sagten untereinander, sie wollten diese Wirthschaft nicht leiden, und gingen still zu Rathe, wie das zu ändern sei. Nun wohnte auf dem Sande zu Passeyer ein großer, gewaltiger Gastwirth,

der war in ganz Tyrol bekannt wegen seines enormen Appetits, seiner herkulischen Leibeslänge und wegen seines erschrecklich großen, schwarzen Bartes. Dieser Mann aß und trank mehr, als jeder andre Tyroler, führte ein entschlossen Regiment im Hause, und auch die Weiber hatten ihm gar nichts an. Man wußte zum Beispiel, daß sein Weib den großen Bart nicht leiden konnte und daß er ihn nur wachsen ließ, um aller Welt und seiner Frau zu zeigen, daß er Herr im Hause sei. Bei diesem Manne, der von der Natur zu einem Anführer bestimmt schien, versammelten sich die unzufriednen Tyroler und schworen, sie wollten halten zu Tyrol, ja, sie verschworen sich gegen die Franken und Baiern auf Leben und Tod, und tranken dazu Botzener Wein beim Sandwirth zu Passeyer, und der Sandwirth trank mehr als alle.

Dieser Sandwirth mit dem großen Appetite, großem Leibe und großem Barte ist aber Andreas Hofer.

Noch ehe sie miteinander einig waren, daß man zum Stutz greifen müsse, war Hofer mit einigen Verschwornen hinabgestiegen nach Grätz, um mit Oesterreich zu unterhandeln. Der Erzherzog Johann nämlich war der Naturforschung wegen bereits längere Zeit in den Kärnthner Gebirgen umhergezogen, um für die Tyroler Natur rasch bei der Hand zu sein. Er empfing den langen und breiten Andreas auf das Vortrefflichste, und als ihm Hofer sagte, sie wollten losschießen in Tyrol, wenn nur Oesterreich hinterdrein schießen wollte, da klopfte ihn der Erzherzog auf die Achsel und versicherte ihn, die Sache sei ganz in der Ordnung.

Dieser Moment der letzten Zeit ist so überaus interessant, weil Oesterreich eine Revolution angestiftet.

Wenn ich den Namen Oesterreich höre, so denke ich an Ollmütz und Munkatsch, wo Lafayette und Ypsilanti, zwei Freiheitshelden, geschmachtet haben, ich denke an den Oesterreichischen Beobachter, an Mehlspeisen, an das leere Lächeln eines ganzen Volks, das man verwahrlos't ꝛc. hat, ich denke an die friedliche Hofburg in Wien, an Wiener Walzer, an den Staberl, an die langen ungarischen Grenadiere; aber das Wort Revolution fällt mir nicht ein. Ich sehe die im Kerker zerstörten Wangen, die zertrümmerte Brust Ypsilantis zum letzten Male schmerzhaft Athem holen und die gequälte Seele aushauchen, aber an eine Revolution denk' ich nicht.

Und dort, dort zu Grätz unterhandelte der österreichische Erzherzog mit einem Gastwirth aus Tyrol um eine Revolution, er schloß den Kontrakt ab, und Hofer ging zurück gutes Muths und trank eine Flasche Botzener mehr, lud seinen Stutzen und die Geschichte ging los.

O Oesterreich, Oesterreich, hast du keine nächtlichen Erscheinungen, wenn du gegen die Freiheit agirst, siehst du sie nicht, die schönen, wohlgebildeten Tyroler Leiber, die blutbefleckt, von Kugeln zerrissen, in den Schluchten lagen, oder die der grüne Inn herabschwemmte bis in die Donau?! Fällt dir's nicht manchmal ein, daß um's Jahr Neun zuweilen bunte, durchschossene Bänder an den Wiener Bastionen auf der Donau vorbeischwammen hinab nach Ungarn, und daß die Leute sagten, die Bänder kämen aus Tyrol herab, und dort gäb's viel Unglück.

Nein, solche Dinge fallen dir nicht ein, und ich lobe dich drum, du hast Recht, es wäre eine Sentimentalität, um derentwillen ich dich auslachen würde.

Ein absoluter Staat muß kein Gewissen haben, sein Vortheil ist sein Gesetz. Daß Oesterreich Tyrol aufreizen und dann im Todesunglück verlassen konnte, das ist ein Beweis seiner absoluten Größe.

Unter solchen Umständen ist der Tyroler Aufstand ewig merkwürdig.

Und der Sandwirth von Passeyer sagte zu seinen Brüdern: Es ist alles richtig, man wird uns helfen. Geht hinab und ordnet Alles an. Die Zahl der Verschwornen war aber angewachsen bis auf Sechshundert, und diese Sechshundert bewahrten das Geheimniß mehrere Monate. Das können nur Tyroler, die alle dasselbe wollen.

Am neunten April waren die Bäche, welche von den Bergen kommen, mit Sägspänen bedeckt und auf dem Inn schwammen Bretter und Balken mit Fähnchen bepflanzt in's Thal hinab, um den tiefer Wohnenden anzuzeigen, daß man im Gebirge fertig sei. Und in der Nacht zum zehnten April blitzten auf den Bergspitzen Fackeln in die Höhe, in den Dörfern antworteten große Feuer, die Sturmglocken dröhnten, Alles, was eine Waffe führen konnte, griff darnach, und durch die dunkle Nacht strichen die langen Gestalten dahin nach den Sammelplätzen still und verschwiegen, nur die Priester, das Kruzifix in der Hand, predigten. Als die Sonne kam, brachen sie herab auf die fremden Truppen wie die zerschmetternden Bergwasser, „zerreißt die Schurken mit den Zähnen," schrie der lange aus dem dunkeln Haufen ragende Hofer, und wie eine sicilianische Vesper braus'te die Tyroler Rache durch die Thäler, die Stutzen knallten, die Tyroler johlten mit töotlicher Stimme, die Getroffenen schrieen nur einmal gellend, die Berge rauch-

ten, der Inn blutete — binnen wenig Tagen war Tyrol gesäubert.

Das war die Frühjahrsarbeit der Tyroler Landleute, denn kein Edelmann hatte sich sehen lassen, auch die Städter hatten nur voll Theilnahme zugeschaut — die Urbewohner, die der harten Muttererde am nächsten, hatten allein den Boden gereinigt. Es war eine legitimirte Bauernrevolution.

Nun schickte Oesterreich ein jämmerlich Häuflein Truppen, das langsam die Fersen hob und sich nach dem Rückzuge umsah. Die Tyroler meinten, sie würden abgelös't und gingen heim, der Adel ward nach Baiern zusammenberufen, von Wien kamen ein Paar magere Worte und Hofer warf sich weinend wie ein Kind an die Erde — er übersah mit der Wuth eines getäuschten Demokraten das ganze Elend, er fluchte den unnützen Junkern, er fluchte dem trügerischen Wien. „Gulden, Gewehre, Lebensmittel, Kanonen brauchen wir, und da wollen sie uns mit Worten abspeisen," rief er zähneknirschend.

Armer Hofer!

Unterdessen hatte Napoleon die verworrene mörderische Schlacht bei Wagram geschlagen, über Salzburg herein ergossen sich die Franzosenheere und Lefevre, der Herzog von Danzig, drang gegen Tyrol.

Die Baiern saßen wieder in Innsbruck. Das ertrug Hofer nicht, er kam wieder herunter von den Bergen, der Krieg begann von Neuem und mit noch größerer Wuth. Listig zogen sich die Bergbewohner in die Schluchten zurück und verlockten dahinein die Feinde, in die Klüfte des Brenner. Dort hatten die Tyroler Felsblöcke und halbe Berge beweglich gemacht,

und stürzten sie zerschmetternd auf die Feinde. Das gab eine Niederlage im drückendsten Sinne des Worts.

Hofer nahm von Neuem Innsbruck und ward Dictator von Tyrol. „Ihr könnt als Baiern nicht leben, auf denn, seid Tyroler bis in den Tod!" rief Andreas mit lauter Stimme zu Innsbruck.

Bis in den Tod — Oesterreich schloß den Wiener Frieden und trat Tyrol wiederum an Baiern ab — wer den Krieg noch fortsetzte, war ein Rebell, der erschossen wurde. Und Hofer wollte sterben als freier Tyroler, und setzte trotz allgemeiner Entmuthigung den Krieg fort.

Von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht ward er getrieben, es wurden der Stutzen immer weniger um ihn, die Feinde umarmend, wenn kein Ausweg mehr übrig blieb, stürzten sich die Tyroler in die Abgründe, der langbärtige König von Tyrol mußte sein Schwert niederlegen, das Stück war zu Ende.

Da stieg der unglückliche, zermalmte Hofer auf einen der höchsten Berge, wo kaum ein menschlicher Fuß hindringen konnte. Hier legte er sich todtmüde in eine Höhle, in welcher neun Monat des Jahrs der Schnee nicht schmolz, und hungerte und betete und fror und ängstigte sich für sein Vaterland. Nur sein Weib kam zu ihm und brachte ihm einige Nahrung, er sah nichts als den hellen, kalten Himmel über sich und die wüsten Berge unter sich. Er war ein ausgestoßener, geächteter Mann, der König von Tyrol.

Da kam eines Tags sein Weib und sagte ihm, sein Aufenthalt sei entdeckt, er möge weiter flüchten. Aber Hofer antwortete: Ich will doch sehen, ob mich

ein Tyroler verräth. Sie bat ihn auch von Neuem, den langen Bart abzuschneiden, aber er liebte seinen Bart, er wußte es, daß dieser schwarze Bart welthistorisch geworden sei und erklärte: Mein Bart fällt nur mit mir.

So kam der achte Januar des Jahrs 1810 heran, Hofer arbeitete eben, den vielen Schnee zu beseitigen, der ihn zu verschütten drohte — da sah er ringsum blanke Gewehre blitzen, er war umstellt, die Franzosen rückten heran. Rasch griff er nach seinem Stutzen; aber das Unnütze eines Widerstandes einsehend, legte er die Waffe ab und trat stolz wie ein Bergkönig vor seine Hütte und rief: Ich bin Hofer, schießt Franzosen, schießt schnell, nur schont mein Weib und meine Kinder.

Aber sie legten ihn in Ketten und führten ihn hinab gen Botzen. Von da sollte er eines Morgens weiter hinunter geführt werden in die Festung Mantua. Er mußte Abschied nehmen von Weib und Kind, die ihn nicht verlassen wollten. Es war ein schlimmer Morgen für Andreas. Sein Bube zerrte an dem lichtgrünen Jägerrocke des Vaters und klammerte sich an die braunen hohen Kamaschen des Schützen, sein Weib lag ihm an der Brust und weinte die stürzenden Thränen eines Todesabschieds. Andreas Hofer segnete sie, rückte den breiträndrigen Hut mit dem bekannten braunen Federstutz tief in die Augen, stieg auf den Wagen und fuhr bergab durch Welschtyrol in die lombardische Ebene nach Mantua.

Er ward als Rebell vor ein Kriegsgericht gestellt. Das ist ein tödtlich Wort.

Die Franzosen behandelten ihn wie einen Helden mit Hochachtung; er war ein furchtbarer aber ein menschlicher Feind gewesen, nie hatte er besiegten Feinden ein Haar krümmen lassen. Der Advocat Bassicot vertheidigte ihn mit Feuer und Geschick, der Tag des Urtheils war da, man erwartete seine Freisprechung. Da flog rasch wie das Unglück ein telegraphischer Todesbefehl nach dem Thurme von Mantua.

Um zehn Uhr des Morgens hörte er den Generalmarsch. „Das ist mein letzter Gang!“ sprach er „Israel zu deinen Zelten!“

Es war ein herzzerreißender Anblick, als er am Molina-Thor vorüberkam, und die Tyroler Gefangenen an den Gittern ihn erblickten. Laut heulten sie auf in krampfhaftem Schmerze. Ihr Vater Hofer, der Mann Gottes, der Alles mit einem Bibelspruch begann, den sie verehrten wie einen Engel, Sanctus Andreas Hofer sollte wie ein Verbrecher erschossen werden. Sie fielen alle auf die Knie und beteten, und die Thränen liefen stromweis über ihre Backen.

Andere Tyroler, die frei herum gingen, lärmten tosend und rachelustig, aber Hofer beschwichtigte sie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch besaß, seine Dose und einen Rosenkranz von Werth und sprach: Tyrol stirbt nicht mit mir.

So kam er auf die Bastion von Cesena. Da sah er noch einmal nach seinen heimathlichen Bergen, dort oben nach jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforsten so lange gehaus't hatte, und er breitete zum letzten Male seine Arme aus nach Tyrol,

der große, gewaltige, wehrlose Mann, ein Mann des Todes.

Er wies den Tambour zurück, der ihm die Augen verbinden wollte, und als man ihm niederzuknieen befahl, rief er zum letzten Male trotzig: „Nimmermehr! Ich habe stets aufrecht vor Gott gestanden, und so will ich die Seele zurückgeben, die ich ihm verdanke."

„Fehlt nicht," sagte er noch zu einem Soldaten, warf ihm einige Geldstücke hin, und kommandirte mit fester Stimme „Feuer!"

Die Büchsen blitzten auf, die Schüsse knallten, Hofer war schlecht getroffen, stürzte auf die Seite und wollte sich wieder aufrichten, da rettete ihn ein Gnadenschuß.

Das geschah auf der Bastion zu Cesena in Mantua, welches jetzt wieder eine österreichische Festung ist, an Andreas Hofer, der die Waffen erhoben hatte für sein Vaterland zu Gunsten Oesterreichs, das geschah Angesichts der Berge von Tyrol unter Gottes freiem Himmel.

Andreas Hofer war noch nicht 44 Jahr und die französischen Grenadier trugen ihn feierlich wie einen Stabsoffizier in einem großen, großen Sarge zu Grabe, denn man hatte nur gehorcht, indem man ihn erschoß.

Oesterreich hat später seinen Sohn geadelt, ihn zu einem Junker gemacht, weil sein Vater die Junker verwünscht hatte bis in den Abgrund der Erde. In der Kirche zu Innsbruck liegt sein Denkstein bäuerlich an der Seite und man muß mit Füßen darauf treten. Jetzt erst, im Jahre 1834, lassen ihm die Tyroler Stände ein Denkmal setzen.

Aber in allen Hütten Tyrols findet man den fabelhaft groß und starken Mann mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbusch auf dem breiten Hute und mit dem langen Hohenpriesterbarte, den Pistolen im Gürtel, dem langen Schwerte an der Seite, dem Stutzen an der Hand, da findet man Andreas Hofer, den Tell der Tyroler.

33.

Der Brenner.

Ich hatte mir nun so sicher eingebildet, in Innsbruck, in diesem sonnigen Tyroler Thale wohne das Glück. Ach es war wieder nichts. Ich glaube, das Glück ist bloß ein Gedanke. Und weiter, wieder weiter ging's; die Tyroler sind gut, brav, lieb, und ihre Treuherzigkeit ist keine Koketterie, und ist auch in der Fremde nicht affectirt, wie ich immer geglaubt hatte, aber langweilig sind sie sehr. Man müßte geradzu ein Handwerk erlernen, wenn man lange in Innsbruck bleiben wollte.

Ich ging recht traurig hinaus zum südlichen Thore auf den Isel zu, und nahm recht traurig Abschied von meinem lieben langweiligen Innsbruck. Es war mir, als ich mich wendete, und noch einmal über die sonnenhelle Stadt sah — die Thurmknöpfe funkelten, die Bergwände rauchten — als sähe ich zum letzten Male

über das glatte, blühende Antlitz einer einfachen Dirne, die ich oftmals geküßt, die ich zu lieben geglaubt hatte, bis ich erfuhr, daß sie nicht lesen und schreiben konnte und langweilig war. Ade Innsbruck, du hübsches beschränktes Innsbruck.

Auf dem Isel, einem sanft sich nach dem Süden lehnenden Berge, setzte ich mich —, und träumte noch einmal die Tyroler Schlacht, sah nach Schloß Ambras hinüber, wo Wallenstein Page gewesen, und einst hoch vom Fenster hinabgefallen ist. Wer ein großer Mann werden soll, bricht in der Jugend nicht den Hals.

Immer bergauf, bergauf ging es jetzt, über den Schömberg nach dem Brenner — wie ferne Gedanken lagen bald Deutschland und Tyrol unter uns — ich hatte einmal in meiner Jugend den Gedanken, aber ich weiß ihn nicht mehr. Juchhe! drüben hinter dem Berge kommen ganz neue Menschen, die verstehen kein Wort deutsch, und ihre Väter waren die alten Römer, und rings um sie findet man lauter Naturmerkwürdigkeiten, z. B. Cypressen, Pommeranzen, die im Freien wachsen, einen Papst und ganz rothe Kardinäle, höllenschwarze Weiberaugen und Kirchen von allen Sorten. Juchhe! hinter jenem Berge, dem fatal hohen Brenner steckt Italien — juchhe! — —

Ich schämte mich über den Spektakel, den ich da oben auf dem stillen Berge machte. Es war Alles todtenruhig um mich her. Hier gähnte eine schwarze Schlucht, der kein Auge auf den Grund sah, dort hob sich eine magre kleine Hochebene, und der fromme Wahn hatte ein Kirchlein drauf gebaut, das stand einsam und verlassen wie eine abgestorbne Religion. Vielleicht hatte Hofer einmal dort gebetet, wenn die

Sonne unterging da in der Tiefe über dem Innthale.

Auf solchen hohen, schweigsamen Bergen lernt man beten, da ist man dem Herrgott wirklich näher, und hofft, er werde ein Paar Worte hören, die man spricht. Ich hab's von Jugend auf für ein unbilliges Verlangen gehalten, daß er sich in all die kleinen, niedrigen Kammern begeben soll, um all die verworrenen Wünsche anzuhören, namentlich, da so viel Leute im Winter unter die Bettdecke kriechen, und ihm dort ihren Jammer vormurmeln.

Auf solch einem hohen stillen Berge, da spürt man's, daß die Naturkräfte ganz in der Nähe sind, und immer aufmerksam, denn jede Versäumniß ist hier lebensgefährlich. Wenn solch ein Berg einmal unbedachtsam einschläft, und im Schlafe Schwalben schießt mit dem Kopfe, und gelegentlich das Uebergewicht verliert, so fällt er bis über Innsbruck nach Deutschland hinunter, schlägt sich und andern Leuten Arm und Beine entzwei, macht nichts als Unglück, und die ganze Weltgeschichte wird aufgehalten.

Auf der Reise bin ich nämlich immer der Meinung, die Erde mache eben so ihren Vervollkommnungs-Kursus wie die Menschen durch die Jahrhunderte. Wenn sie einst ganz kultivirt sein wird bis auf die Spitzen des Himmalaya und der Anden, dann ist ihre Lehrzeit überstanden, und sie kommt auch in den Himmel. Dort giebt ihr der Herrgott eine eigne, sehr schöne Wohnung, da hören die Naturgesetze auf, es muß nicht regnen, wenn Wolken kommen, es muß nicht kalt werden, wenn die Winterzeit da ist, sie kann machen, was sie will, sie kann faullenzen, lauter Borsdorfer Aepfel wachsen lassen — kurz, sie kann ein

Schlaraffenleben führen. Und da besuchen wir sie manchmal, und sie erzählt uns lauter Geschichten, die hier Niemand gesehn hat als sie, nicht einmal die Sonne. Da werden wir einmal Neuigkeiten hören, und Novellen schreiben können! Darum behandle ich aber auch immer den Erdboden mit vielem Respekt, denn er hat ein Gedächtniß wie wir.

Auf der äußersten Höhe des Berges, welche die Straße erreicht, ist noch eine einsame Poststation. Dort aß ich ein Stück Brod und trank ein Glas Wasser; das war meine letzte deutsche Handlung. Es wurde dunkel, ich setzte mich in den Wagen, und machte die Augen zu. Ade Deutschland! Es ging bergab nach dem Süden, den Weg hinunter, welchen die Teutonen und Ambronen damals gemacht haben sollen. Ich kann das indeß nicht verbürgen, es ist nur eine dunkle Erinnerung von der klösterlichen Schulzeit, in welcher ich immer jämmerlich hungerte. Die Teutonen und Ambronen trugen Wildschuren von Bären- und Wolfsfellen; das ist die beste Erfindung, welche sie gemacht haben. — — — So ging das immer weiter in meinem Kopfe, bis ich plötzlich erwachte, und inne ward, daß ich recht gut geschlafen hatte. Wie lange das geschehen war und was ich verschlafen hatte, war nicht zu ermitteln. Der Wagen hielt, ich stieg aus, es war sehr dunkel, die Pferde wurden gewechselt, kein Mensch sprach, ein sanfter liebenswürdiger Regen träufelte vom Himmel, die Luft war warm wie Mädchenathem, vom Berge sah ich nichts, als zweifelhafte groteske Umrisse — es war sehr wunderlich, aber sehr hübsch.

Das war in der Nacht auf dem Brenner — als der Wagen mit mir weiter rollte, da brach all die

schlesische Sehnsucht auf in meinem Herzen, welche seit Breslau still gelegen hatte, jene süße spanische Sehnsucht nach den weißen Armen der maurischen Mädchen und ihren eindringlichen, durchbrennenden schwarzen Augen, die aus Arabien stammen. Ich freute mich herzinnig, daß es schon bergab ginge von den Pyrenäen hinein in das dunkelbesonnte Land, „und wenn die Morgensonne kommt," sagte ich sehr vergnügt zu meiner Nachbarin, „da fahren wir durch's Thal von Ronceval, wo der Roland gefallen ist, und da singen wir Romanzen von Rolands Horn, von der getreuen Olifante. Kennen Sie die Geschichte von der Olifante?"

Das Mädchen, ein niedlich Bürgerkind aus Botzen, die bei der Muhme in Schwatz gewesen war, das gute Kind mit dem milchrothen Gesichte, verstand gewiß nur meinen spanischen Händedruck, womit ich ihr die Halbinsel demonstrirte; sie war schläfrig, und lispelte: „Nein, die Olifante kenne sie nicht; ich möchte es nicht übel nehmen."

Nun sehen Sie, meine Liebe, hub ich an, selbiger Roland war von Jugend auf ein Wunderkind, und die Olifante war ein schönes Horn, womit er seine Krieger zusammenblies, denn er war ein gefährlicher Kriegsheld, der Roland. Als er nun auch einmal in den spanischen Krieg zog, da ward er im Thale Ronceval von den Feinden eingesperrt und überfallen, und da ging es ihm sehr schlecht, die besten seiner Leute wurden todtgeschlagen. Als dies Roland sah, hielt er einen Augenblick inne mit seinem Schwert, und stieß in sein Horn Olifante, daß der Ton weithin schallte durch die Pyrenäen, um die Seinigen zusammenzurufen.

Zu derselbigen Zeit, es war nämlich um die heiße Mittagsstunde, wo Roland so in Noth war, saß der Kaiser Karl in seinem kühlen Saale zu Aachen, wohl an viele hundert Meilen weit vom Thale Ronceval mit seinen Rittern bei der Tafel, und trank Rheinwein und war guter Dinge. Und sehen Sie, als Roland in der Mittagshitze bei Ronceval in sein Horn stößt, da fährt Kaiser Karl zu Aachen in die Höhe, fragt, was ist das? und wird sehr ernsthaft — denn Karl und Roland, der alte und der junge Held liebten einander sehr. Die Ritter aber sagen, es sei nichts gewesen, und er setzt sich langsam wieder hin.

Unterdeß wird's zu Ronceval immer heißer, Rolands Schwert wird immer kürzer, sein Häuflein immer kleiner, und blut- und schweißtriefend bläs't er zum zweiten Male einen tiefen sehnsüchtigen Ton in seine Olifante. Da springt klirrend zum zweiten Male Kaiser Karl zu Aachen in der kühlen Halle auf, er sieht ängstlich dem Tone nach, wie er an den hohen Bogen des Saals und den bunten Fenstern hinläuft, und ruft viel stärker, als das erstemal: Ihr Freunde, was war das?

Die Freunde aber sehen lächelnd einander an, und ihre großen Humpen und des Kaisers größten, und sagen: Herr Kaiser Karl, es war nichts.

Kaum hat sich der Kaiser aber wieder niedergelassen, da fällt der starke Roland im Thale Ronceval unter den letzten Streichen, und sterbend haucht er den letzten Athem in seine Olifante, und die Fenster zitterten in der Halle zu Aachen, es springt Kaiser Karl in die Höhe und ruft mit entsetzlicher Stimme:

Um Gott, das ist des Rolands Ton,
Mein Roland ruft in Spanien. — —

Und der Kaiser und all' die Ritter zogen die langen Schwerter und riefen nach den Pferden; es war aber zu spät. — — —

— Als ich erwachte, lag das liebe Mädchen aus Botzen, die in Schwatz bei der Muhme gewesen war, mit dem geneigten Köpfchen an meiner Brust, und schlief sanft mit ihren glühenden rothen Wangen. Meine Hand ruhte fest in der ihrigen, und die ihrige zuckte manchmal leise; wer weiß von welchem Roland sie träumte.

Der Weg ging durch breite Schluchten, unten aus Italien kam grau wallend der Morgen herauf, ich sah das Thal von Ronceval vor mir, sogar die alten Befestigungen Karls des Großen auf beiden Seiten des Passes waren noch sichtbar. Es ist doch schön, daß du nach Spanien fährst — dachte ich — Das Land ist noch so frisch, unberührt, eine blanke, jungfräuliche Reisejungfrau, nicht jeder alte Professor hat daran herum getastet, wie bei Italien, und seine Noten geschrieben, und seine widrigen Liebkosungen genäselt. O Hispania, ich liebe dich, wie das nie gesehene Bild jener Geliebten, welche ich noch nicht gefunden habe, bei deren Anblick meine Seele schmelzen wird in Glückseligkeit, die ich todt küssen werde, wenn ich sie finde, die mich lieben muß, weil ich sie überwältige durch Liebe. Wenn ich sie nicht finde, dann werde ich ein großer Dichter; hoffentlich aber werd' ich glücklich, und dabei werd' ich mich besser befinden. Auch wenn ich ein Maler wäre, ich könnte das Bild nicht malen, denn es liegt verschleiert in meiner Seele, nur in den besten Stunden seh ich seine Augen, und dann möcht' ich weinen vor Entzücken.

O Hispania, zu Fuße werd' ich dich durchwandern und sehr glücklich sein. — —

Ach, es war Brixen und nicht Ronceval, was vor uns lag, und ich hatte gefaselt. Man ist recht undankbar: wenn sich die Arme einer schönen Wittwe öffnen, bedauert man, daß es nicht die Arme einer Jungfrau sind. Wie mancher meiner Schulkameraden hätte vor Entzücken den Horaz deklamirt, den rhetorischen Gourmand, den die Professoren immer einen Dichter nennen, wie mancher wäre auf einem Beine herumgesprungen, wenn sein Wagen so hinabgerollt wäre in die alte Lombardei.

Ich schlug mir Hispanien aus dem Sinn, und freute mich auch, meine Schläferin erwachte, und schämte sich trotz meiner Versicherung, daß das nicht nöthig sei. Ein Offizier aus Mailand erklärte mir die Befestigungen des Passes. Sie rühren nicht von Karl dem Großen her, dem deutschen Kaiser, sondern von Franz dem ersten, dem Kaiser von Oesterreich. Man baut ein „Zwing-Tyrol," und sperrt den Zugang zum Süden und den Aufgang zum Süden, und die blau und rothen Franzosen sollen nicht wieder hinauf tanzen. Die abschüssige Schlucht ist hier ganz eng, und es sieht aus, als könnte man hinunter schießen bis nach Rom und Neapel.

Von Brixen beginnen die Weinreben; sie laufen an den Bergen hin, und Welsch-Tyrol fällt immer tiefer und tiefer nach der Fläche, die Sonne wird immer geschäftiger, die Wangen der Tyroler werden dunkler, die Augen brauner. Hier saß ich mit dem Starost eine halbe Stunde in einem kleinen Häuschen am Wege. Es war ein andächtiger Vormittag, die Sonne blinzelte warm durch die dichten Reben, welche

den Balkon dicht umsponnen hielten. Draußen tanzten sie auf dem raschen grünen Flusse, und den Felswänden, die immer niedriger wurden. Es war fein still draußen, wir tranken harmlosen Tyroler Wein, und aßen weißes Brot, ein Tyroler setzte sich neben uns, sah uns lange schweigend an, und sagte dann langsam, er sei arm, wir hätten mehr, und möchten ihm was abgeben. Das thaten wir, und es war gut. Es blieb fein still ringsum, wie heimliche Erwartung, Ahnung des Südens.

Ich sah den Starost an, und nahm seine Augen mit mir rings umher und sagte: Es ist hübsch. Und er nickte mit dem Kopfe.

34.

Botzen.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt,
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfach Kleid:
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt auf's Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Bei Botzen sah ich die erste Cypresse. Dicht vor der Stadt fliegt sie wie ein südlicher Freudenschuß in die Höhe. Da fiel mir Rückert ein mit jenem Liede, denn das Lied ist schön und Rückert ist ein Dichter. Noch vor einigen Jahren ward er ärmlich geliebt und wenig gekannt, und da sang er wie

die Nachtigall ungesehn im dunkelsten Gebüsch die schönsten Lieder. Jetzt wird er schon geschwätzig; aber die innerlichen Jugendtöne dringen doch oft noch siegreich hervor.

Die Cypresse ist ein hoher, schlankpoetischer Baum, ein schöner, lyrischer Vers. Und sie hat solch' ein mild ernsthaftes Ansehn, wie süßes Liebesweh, das sich tröstet mit den sanften Lüften und der schönen Sonne; tritt man nahe zu ihm hin, so findet man die feinste Bildung — ach, der Süden ist des Erdbodens Kultur, alle Bäume sind fein und sauber ausgebildet, während unsre nordischen wie die gröbsten Frescos nur von Weitem angesehen werden dürfen. Die Cypresse gleicht fast unsern Myrthenstöcken, die so hoch gewachsen sind und höher, als unsre höchsten Pappeln.

Jene Cypresse von Botzen war wie ein romantischer Wegweiser, an ihr sah ich's: es giebt wirklich einen Süden, wovon du so viel gelesen hast, und nun giebt's auch gewiß Palmen, diese liebenswürdigen, vornehmen Gedichte der Natur, und Zedern, die stolzen Fürsten der Bäume. Ich war darüber äußerst glücklich, denn ich muß gestehen, daß ich den Geographien und Reisebeschreibungen immer gemißtraut habe. Gar manchmal dacht ich, die Leute seien so zu gemeinschaftlichen Lügen übereingekommen, und wenn ich hinkommen würde, so würde man mir eröffnen, ich müßte auch so lügen, wenn ich nicht todtgeschlagen sein wollte. Jetzt aber war ich plötzlich diese Sorge los, und ich glaubte nun sogar an die Cedern auf dem Libanon, und ich sah jetzt wieder wie in meiner biblischen Jugend des Königs Salomo langbärtige Zimmerleute oben auf dem Libanon Cedern

fällen für den Tempel zu Jerusalem, und wenn ein so großer Baum gestürzt ist, sich hinlegen in seinen Schatten, den er liegend noch wirft, Honig und Datteln genießen und schlafen. All' meine südlichen Träume wachten auf, als ich bei Botzen sah, daß es wirklich Cypressen gebe.

Und immer mächtiger drang weich und wollüstig die italienische Luft herauf, sie quoll wie warme Freude aus dem Süden her. Es war ein heißer Sonnentag, als ich in's Etschthal hinabfuhr unterhalb Botzen, aber die heiße Luft war leicht, rein, bequem. Wenn es in Deutschland heiß ist, da fällt uns die Hitze wie Blei auf Kopf und Rücken, so wie Alles ist auch die Luft dicker und plumper. Die italienische Luft ist voll Feuer, aber ohne Dampf.

Hier fällt das Land immer jäher hinab nach Italien. Die Felsen sind zu Ende, breit und dunkelgrün geht die Etsch durch das breit gewordene Land, sie trägt schon Schiffe. Der enge Thalcharakter Tyrols ist verschwunden, man fährt durch lauter Gärten, Alles ist mit Wein bedeckt, wie breite Wiesen laufen die Reben hin, nur hie und da versteckt man noch ein wenig Getraide darunter vor der Sonne wie das Kindlein unter dem Mantel. Der Mais allein blieb uns treu.

Es war ein üppiger Nachmittag, der Starost hatte geschlafen, als wir auf der Station ausstiegen und er seine gewöhnlichen Fragen an den nächsten Mann richtete, der an einer Hausthür saß. Da begegnete es ihm plötzlich, daß sein Deutsch nicht mehr verstanden wurde. Der Sprung nach Italien ist ziemlich plötzlich. Es war eins von jenen kleinen, unordentlichen Städtchen. Unter jedem sonnverbrann-

ten Felsen liegt ein solches; die eigentlichen Dörfer hören auf. Diese kleinen Nester sehen aus, wie man sich asiatische Karavansereien denkt — lüderliche Dächer, Schmutz in Fülle und braune Gesichter. Die Kaffeehäuser beginnen und die Müßiggänger präsentiren sich. Das kleinste Loch hat beide. Das Kaffeehaus ist das moderne Forum der neuen Römer.

Da saßen die ersten mit den vornehmen Gesichtern und der malpropern schmutzigen Kleidung und sahen stolz herab auf uns Barbaren. Die Thür nach der Straße ist immer offen und theils in dem kleinen offnen Zimmer, das man von außen übersieht, theils vor der Thür sitzen die rauchenden Nobili, und nur wenige verzehren ein Paar Centesimi. Der Gast und der Wirth macht Spektakel, wenn eine Kleinigkeit verlangt wird.

Das war also Italien? Dies Städtchen sah aus wie eine Zigeunerkolonie. Die Häuser mit ihren hohlen, fensterlosen Oeffnungen glotzten uns an. Alles Volk lebt auf der Straße und ist unhäuslich; darum vertheidigt es denn auch seinen Heerd so schlecht. Alle Leute sehen plötzlich wie Spitzbuben aus.

Es war schon Abend, als wir nach Trient kamen. Wie hatte ich mir Trient gedacht, wenn der Professor Gesenius von dem großen Concilium allda erzählte! Da war Gericht gehalten worden über den Himmel, wie er uns beizubringen sei, so viel hundert ehrwürdige, bucherfahrene Gottesgelahrte waren hierhergefahren, waren hier herumgewandelt mit den langen Röcken; so wie Halle, eine Stadt in Deutschland, nach Torf und Schmutz und protestantischer Gelehrsamkeit riecht, so dacht ich, wird Trient nach katholischer riechen. Ich roch. Schmutzig ist der Katholi-

zismus und der Protestantismus hier und dort, aber jener handelt en gros, und hat vornehme, schöne Manieren dabei; man läßt sich mancherlei gefallen um der schönen Köpfe, Busen und Stimmen willen. Dieser ist ein Viktualienhändler, der sich mit Jedem in einen Handel einläßt; er ist nöthig, aber was Großes richtet er nicht aus.

Wie die Lichter tanzten, wie die Menschen auf den Straßen hin und her summten in Trient, als kämen sie eben aus dem Concilium, und wären nur eben fertig geworden mit dem Katholizismus, und besprächen noch im Eifer Dieses und Jenes. Denn Trient ist die Vaterstadt des Katholizismus, hier ist er in seiner heutigen Gestalt zur Welt gekommen, Trient ist eigentlich die heiligste Stadt der Katholiken, das Medinah der Moslemims. Dahin flüchtete sich Muhamed vor den Verfolgern, hierher der katholische Glaube vor den ihn verfolgenden Wittenbergischen Gedanken. Und hier setzten sie fest, was nimmer aufgegeben werden dürfte vom römischen Glauben, was nimmer angetastet werden dürfte an den petrinischen Sagen und Novellen. Santo Trento war der Sitz der Verschwörung.

Ich gedachte unwillkührlich jenes grauen Regentages, als ich zum ersten Male nach Wittenberg kam. Wittenberg ist bekanntlich ein höchst vernünftiger Ort, wo man von Nüchternheit trunken werden kann. Vor dem Thore liegt die märkische Wüste, und ich war bald ein Gegenstand der Bewunderung, als ich täglich einen Spaziergang versuchte; draußen wohnt der schattenlose Sand, innen wohnen die Tuchmacher, die Tugend und der Mark=sächsische Dialekt, auf dem Markte steht der Luther unter einem Regendach, vor dem

Elsterthore konnte man alle Tage einige kleine Pappeln sehn, zum Zeichen, daß Luther hier die Bulle verbrannt habe, des Abends trank man Kuckuckbier, und spielte Schaafkopf mit deutscher Karte — lebhaft erinnerte ich mich dieser protestantischen Amüsements. Und jetzt sprang ich vom Wagen, um katholische zu suchen.

Hu, war das ein Gewimmel, ein Wogen von geheimnißvollen Menschen auf den Straßen. Dunkle Mädchen wisperten hierhin, flüsterten, schlüpften dorthin. Und die Luft flatterte wie ein schalkhafter Schleier lieblich um die Schläfe, und tändelte mit den Sinnen, und fremde, musikalische Klänge, die in Wittenberg kein Mensch verstand, flatterten wie lose, holde Vögel um die Ohren: Signore — Tedeschi — buona sera — si, si, si, questa piazza! — —

— — Es war eine stolze katholische Figur, die vor mir her ging nach dem Platze hin, ein langes, schwarzseidnes Gewand, ein dichter Schleier, aber das Auge erkannt' ich, ächt tridentinisch war es, es bestand feurig auf der Verehrung der Madonna. Das war gewiß die Geliebte eines alten Kardinals, der sie nach dem Concilium hier gelassen hatte zum ewigen Denkmal einer Schönheit des sechzehnten Jahrhunderts. Sie war mit Weihwasser besprengt, und alterte nicht, sondern bekehrte des Abends junge lutherische Deutsche, die über den Brenner kamen, bekehrte sie zum allein selig machenden Glauben.

Als ich eine Weile neben ihr gegangen war, saß ich fest in den Netzen ihres gefährlichen Auges, räusperte mich, und wünschte ihr einen guten Abend. Sie schwieg. Ich sagte ihr, Trient sei eine schöne Stadt, wenn man sie des Abends sehe, und Walch erzähle

in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, daß es schon 1545 sehr schöne Mädchen hier gegeben habe. Sie schwieg; blieb aber stehen, wendete sich zu mir, warf den Schleier vom Gesicht, und sagte: No capisco.

Da fiel es mir erst ein, daß ich kein Wort italienisch verstand, die Grammatik mit den Redensarten steckte im Koffer, der Starost, welcher gleich Mithridates und Mezzofanti 99 Sprachen redete, ja, sogar noch mehr, nämlich Sprachen, die zu Mithridats Zeiten noch nicht erfunden waren, der Starost war nicht bei mir, ich war in einer schlimmen Lage, und verließ mich auf die unverkennbare Pantomime. Ich zuckte die Achseln, und sagte: das ist sehr schlimm, Mademoiselle! dabei küßte ich ihr aber die Hand, und sah ihr in's Gesicht. Die Piazza war zu dunkel, ich konnte nicht viel sehen. Sie kam mir wie eine dunkle katholische Kirche vor, es wird Mancherlei getrieben drin: gebetet und geliebt, in weiter Ferne schimmert undeutlich die ewige Lampe. Das waren die selbst im Dunkeln blitzenden Augen. Ihre Stimme war tief, wie die Orgel. Sie hatte noch nicht verstanden, daß nichts zu verstehen sei, und sprach in fragendem Tone Unterschiedliches. Ich versuchte es mit dem Französischen, ich sprach aus Verzweiflung Lateinisch, und sagte yes und si promiscue, so daß ich mich selbst nicht mehr verstand. Umsonst — sie ward am Ende still, und blieb an einem großen Thore stehen.

Das Lämpchen von einem Muttergottesbilde, was in der Nähe war, fiel über ihr Gesicht — sie sah wahrlich aus wie eine schmerzensreiche Madonna, welche irgend ein berühmter Meister gemacht hat. Sie trägt einen schwarzen Schleier, und ich glaube, unter dem

Augenlide steht auf jeder Seite eine große Thräne. Von jeher hatte ich das frevelhafte Verlangen, diese Thränen und das große, galiläische Auge voll menschlichen Schmerzes zu küssen. Da ich Protestant war, und an die Jungfrau Maria nicht zu glauben brauchte, so vergab ich mir diese lästerliche Sünde.

Und diese Madonna stand vor mir, und sah mich mit ihren verliebten dolorosen Augen an, und das Mitgefühl über meine ketzerische Sprache war nicht zu verkennen.

Ich fühlte deutlich, daß etwas geschehen müsse, und bemächtigte mich nun aller Superlative, deren ich habhaft werden konnte, ich rief: „bellissima, amabilissima, extremementissima," ich seufzte: „Madonna."

Sie lächelte, und trat in den düstern Hof durch mehrere dunkle Kreuzgänge. Ich führte sie am Arme, und ihr warmes katholisches Leben schlug heiß in mein Blut; — ich küßte sie, und vergaß Wittenberg und den Dr. Luther. Das war der erste italienische Kuß — böse Menschen sagen, wir hätten die ganze Reformation nur einer küßlustigen Nonne zu danken, nur die Küsse der Katharina von Bora hätten dem Luther so viel Muth gemacht. Man soll nicht spotten, aber Klosterküsse sind von besonderer Gewalt — meine süße Nonne führte mich im Dunkeln eine steinerne Treppe in die Höhe, links und rechts ging's auf einem Balkon weiter — plötzlich rief von der andern Seite eine gedämpfte Männerstimme einige rasche italienische Worte. Madonna schrack zusammen, riß sich von mir los, verschwand. Es flog eine Thür; ich stand im Dunkeln. Ich stand lange; nirgends ein Laut. Und die Züge der Madonna wurden mir immer schöner, und ihr warmes Leben, das ich

gefühlt, ward immer lockender, und die Zeit immer länger.

Resignirend suchte ich den Rückweg. Umsonst; keine Treppe war zu finden, so gern ich die Entdeckung mit einem kleinen Sturz bezahlt hätte. Alles war kalte Mauer, kalter Stein. Wenn ich etwas jünger war, so hätte ich weinen können. Die Aussicht war da, die erste italienische Nacht romantisch kampiren zu müssen, und die Post ging ab mit meinen Reisegefährten und meinen Habseligkeiten. Auch wurde mir sehr langweilig zu Muthe in dieser Stockfinsterniß. —

— Als ich mich später wieder auf dem Postwagen fand, der gen Roveredo hinabfuhr, wußte ich gar nicht, wie das zugegangen sei. Madonna hatte ich leider, sehr leider nicht wieder gesehn, ihr Bild küßte meine geschlossenen Augen, und wenn ich ein Wenig einschlummerte, so war mir's, als führ' ich mit ihr in den Himmel. Liebesgedanken aber und die Strahlen unsrer Augen zogen unsern weichen Wagen.

Wenn ich nur wüßte, wer mich hinuntergeführt hat von jenem Balkon; es ist mir, als erinnerte ich mich dunkel einer warmen Hand, und gesprochen wurde gar nichts, geliebt hab' ich aber das leitende Wesen sehr, und Trient war ganz still und finster.

Trient war ganz still und finster, aber ich denke gern an Trient, obwohl ich nicht Viel davon gesehen habe.

35.

Roveredo.

Es ist einer meiner tröstlichsten Gedanken, daß alle die Gebilde unsrer Phantasie, die Roman- und Novellenfiguren, welche wir uns recht deutlich gestalten, daß all' diese Figuren wirklich geschaffen werden. Mit ihnen zu leben wird unser nächster Himmel sein. Wahrscheinlich sind wir auch nur verkörperte Gedanken von einem andern Planeten, und was wir Sympathie nennen, Interessantes, geheimen Zug des Herzens, das hängt ganz genau damit zusammen. Das ist aber das Geheimniß der Liebe. Jeder hat eine dunkle Erinnerung an die Bilder seines poetischen Herzens von früheren Planeten her, und nun sucht er, und sucht. Oft findet Romeo plötzlich die Julia, das ist der Moment, wo sich die Poesie erfüllt. Mancher sucht

aber sein ganzes Leben und findet sein Gebild nicht; es ist vielleicht unter die Mohren gerathen, wo er nicht hin kommt, oder er fährt mit der Post vorbei. Darum haben die Eilposten etwas Besorgliches für mich. In jenem stolzen Hause kann sie wohnen, der Kondukteur nimmt keine Rücksicht auf vorirdische Poesie, es geht vorüber. Wenn meine Sehnsucht manchmal recht groß wird, da möcht' ich zu Fuß über den ganzen Erdboden wandern, und in jedem Hause nachsehen und nachfragen, ob das Bild meiner Seele etwa da wohne. Ich werde gewiß nicht eher sterben können, als bis ich alle Länder und alle Menschen gesehen habe; ich habe z. B. einen sehr schmerzhaften Verdacht, daß in den Wäldern am Fuß der Cordilleren in Südamerika einer meiner schönsten Träume aus früherer Welt wohnt, als wunderschönes gebräuntes Mädchen auf mich wartet, und ich weiß nicht, wie ich nach den Cordilleren kommen soll. Meine guten Freunde sagen, das sei dummes Zeug. —

Manche aber, die immer an unklaren Begriffen gelitten, und nimmer klare Gestalten in sich ausgebildet haben, empfinden nur eine unklare Sehnsucht, und das sind die sogenannten Suitiers, die nach Allem jagen und nichts Bestimmtes suchen. Solche waren niemals Künstler.

Aber Schleiermacher z. B. wandelt jetzt schon mit Schlegels Lucinde Arm in Arm an einem veilchenblauen Flusse, und setzt sich mit ihr in die Blumen. Die Literaturgeschichte weiß, wie der tugendhafte Professor der Philosophie, der platonische Mensch, welcher zu Stolpe im Lande Pommern den Plato und die Romantik studirte, wie selbiger Professor für die wilde Lucinde geschwärmt hat. Ein solcher Liebhaber

bekommt sein Theil an der Dichtung, und der fromme Friedrich Schlegel muß im nächsten Himmel dem Herrn Professor Schleiermacher Zutritt verstatten zu seiner Lucinde, ob auch Lucinde die Schleiermacher nicht liebe.

Wie freu' ich mich wegen solcher Ideen auf den Himmel — den gewöhnlichen theologischen müßt' ich mir verbitten, der wird sehr langweilig sein. Der Herrgott und die Engel und die Seligen schweben alle. Das Schweben ist unbequem; und man singt Hymnen und geistliche Lieder — das macht Kopfschmerzen und melancholisch. Aber dort kommt Lessing mit der Emilia Galotti und der Gräfin Orsina Arm in Arm. A propos, ich mache die Dichter darauf aufmerksam, daß sie in ihren Werken immer etwas exquisit Schönes unversorgt, was man so sagt, leer ausgehen lassen, damit sie im Himmel keine Schwierigkeiten haben, und gleich ankommen können. Denn ich bin meiner Sache nicht recht gewiß, ob der Dichter auch einen Vorzug vor seinen gedichteten Liebhabern hat, oder am Ende den verehrten Onkel spielen muß, der das Geld zur Einrichtung hergegeben, und sich nun am Zusehn beglückt. Das wäre dann die Ironie des Himmels, und der Prinz von Guastalla nähme alsdann die Emilia und Orsina beide in den Arm, und Lessing könnte sich mit dem alten Odoardo unterhalten, und seinen Rigorismus mit einigen Prisen beruhigen. Ich kann auch nicht dafür stehn, ob und was für eine Sorte im Himmel geschnupft wird.

Es scheint aber daraus hervorzugehn, daß die tugendhaften Dichter am schlechtesten wegkommen. Alle Freitage, wo die Katholiken fasten, ist bei Goethe

Soirée, und das wird ohne Zweifel im Himmel die interessanteste Gesellschaft sein. — Mlle. Mariane, Philine, Aurelie — o, ich hoffe, Goethe hat nicht Zeit genug für Alle. —

— Schrecklich wäre es, wenn sich's mit dem Himmel anders verhielte, wenn man mit all' unsern ordentlichen Leuten umgehn, Boston spielen, Thee trinken müßte, wenn sie am Ende von unsereinem sagten: 's war doch och een ordentlicher Mensch — es wäre schrecklich und eine bewegte Hölle bliebe dann der einzige Trost. —

— Es war nämlich in der Nacht, als ich solche Dinge zwischen Trient und Roveredo dachte. Ich hatte immer geglaubt, am Eingange von Italien würde mich eine sehr heftige Liebe erwarten, und nun hatte ich große Angst, daß ich bei meinem Glück vorbeifahren möchte. Auf jeden Fall nehm' ich mir vor, bei nächster Gelegenheit einige ganz absonderliche Gestalten zu komponiren, damit man doch etwas für den Himmel zu erwarten hätte. Weiße, rothe und gelbe Turbane von schöner Seide mußten sie tragen, das wußt' ich schon — wir kamen aber eben in Roveredo an, und ich mußte auf mein Gepäck Acht geben, denn die Italiener haben etwas schwankende Grundsätze über die Gütergemeinschaft.

— Ja wahrlich, hier beginnt Ober-Italien, es kamen die Flöhe, der Schmutz und die schöne Luft mit Macht; wir ließen des Nachts die Fenster offen, und die Luft fiel herein in's Zimmer wie weicher Sammt, sie war so verführerisch, daß ich nicht schlafen mochte, sondern mich hinlegte in's Fenster, mit offner Brust Italien genießend. Unten am Hause

schlief ein Bettler warm und fest auf offner Straße. So lieb' ich den Himmel, er muß nicht so viel Vorkehrungen nöthig machen zum Leben.

Die italienischen Häuser sind alle durchweg mit Stein gepflastert, und nach hinten zu haben sie steinerne Balkons, von denen man in's Freie sieht, oder in einen geschlossenen Hof, der am Mittag Schatten gewährt und kühles Wasser gegen die Sonne. Auf diesen Balkonen und den weiten kühlen Saal-Fluren, welche zu ihnen führen, spielen die meisten italienischen Liebesgeschichten.

In Roveredo sah man vom Saale hinaus auf die letzten Tyroler Berge. Fern, fern war Deutschland, seine Geschichte, seine Freiheitskriege kamen mir wie ein kalter nordischer Traum vor, neben mir an der Wand hing eine große Tafel, darauf stand geschrieben, wie der Kaiser Alexander und ich weiß nicht mehr, welcher Potentat noch, hier gewohnt hätten, als sie zum Kongreß nach Verona gereis't wären. Ich frühstückte neben der Tafel — was kümmert mich der Welten Lauf, der Archivarius notirte, der Starost rauchte, und prahlte mit weiten, weißen Hemdärmeln.

Ich dachte, wir seien Römer, die auf ihrem Landgute lebten und stumm hineinsahen in die Sabiner Berge.

Ruhig, indifferent, still, unthätig, das kann man leicht unter diesem Himmel werden; man muß den Italienern ihren jämmerlichen Volkscharakter nicht so übel nehmen.

Wir wollten von hier seitab nach dem Garda. Die Abfahrt und die Ankunft ist in Italien immer

ein Skandal, als wenn in Deutschland Jemand arretirt wird. Den Wagen umlagern zehn bis fünfzehn Kerle, jeder macht sich etwas zu thun, jeder verlangt etwas, jeder lärmt, die Italiener sind meistens Poeten, sie haben nur Stegreifbeschäftigung, ihr eigentliches Geschäft ist Müssiggang, aber mehr spekulativer als kontemplativer. Aus dem kleinsten Ereigniß machen sie ein historisches Factum, um die Leere ihrer Zeit zu täuschen. Sie sind die größten historischen Renommisten, noch größer als die Franzosen.

Italien ist das Wirthshaus Europas, in Bewegung, thätig sind nur die Fremden, auf den Landstraßen lauter Fremde. Das Haus hat keinen Herrn und Alles ist käuflich.

Auch auf dem kurzen Wege nach dem Garda fanden wir kein Dorf. Sie wohnen in lauter kleinen Städten; da kann man besser faullenzen, auf Fremde und Zufälligkeiten lauern.

Es ist gar sonderbar, wenn man mit der Morgensonne durch die kleinen italienischen Flecken kommt, die sich alle für Städte ausgeben und stolze Namen führen. Man denkt, es wohnen lauter Zigeuner und Juden da, gelbbraune Häuser, gelbbraune Gesichter, und doch beginnt das Land erst, und es sind hier eigentlich noch die Zipfel von Wälsch-Tyrol.

Sie sitzen an den schattigen Thüren, und lärmen am frühen Morgen, auch die Handwerker arbeiten aller Welt zur Schau, und die Mädchen und Weiber kokettiren mit jedem Fremden schon am frühen Morgen.

Es lag ein Mädchen vor einem bärtigen Heiligenbilde auf den Knieen, und als der Starost vorüber-

ging, und eine polnische Arie pfiff, da entschied sie sich mitten im Gebet für Fleisch und Blut und ihre Augen verließen den hölzernen Heiligen.

Die Italiener beten, wie bei uns die Weiber stricken: wenn sie nichts Besseres zu thun haben, und aus Gewohnheit glauben sie, daß es was hilft.

36.

Der Garda-See.

Ich dachte an einen der größten Männer Deutschlands, an Herrn Vulpius, Goethes Schwager, als wir nach dem Garda fuhren. Es ist schrecklich, wie undankbar die Deutschen von Haus aus sind, sie genießen ohne Geschichte: sie wissen nicht, woher sie die Kartoffeln haben, und wenn sie's wissen, so lügen sie dabei. Ich hörte einmal einen Schulmeister seine Weisheit auskramen, daß Franz Drake aus Osterode stamme und einen dicken Kopf und Leib gehabt habe vom vielen Genuß seiner Entdeckung. Ein andrer Schulmeister, der leider keine Anstellung hatte und darum desto eifriger lehrte, setzte einst eine große Damengesellschaft in Kenntniß, daß der Rinaldo Rinaldini das frühste Werk Klopstocks gewesen sei, und daß er sich später nur aus Buße in eine erhabene gottgefällige Richtung geworfen habe. In unbewach-

ten Stunden habe er oft mit einer Art Heimweh „In des Waldes tiefsten Gründen" gesungen. So verläumdete der Schulmeister mit einem Satze Klopstock und Vulpius.

Vulpius ist aber ein Genie und es ist schrecklich, daß er darüber gestorben und schon lange gestorben ist, und daß es noch immer Niemand weiß. Er ist ein Genie, weil ich sogleich an den Rinaldo Rinaldini dachte, als ich in die rauhen Thäler kam, welche zum Garda führen. Seit meinem achten Jahre hatte ich den Rinaldo nicht mehr gelesen, bis zu meinem vierzehnten Jahre sehnsüchtig vergeblich gewartet, ob nicht Rinaldo noch einmal erscheinen werde in sechs Bänden. Ich hatte den Bibliothekar in meinem kleinen Vaterstädtchen so oft darnach gefragt, daß ich bloß noch den Kopf zur Thür hineinstrecken durfte, um die Antwort zu hören: „Kein neuer Rinaldo da!" Wenn ich nämlich hineinkam, so jagte er mich hinaus, ich war ein kleiner kritischer Tausendsappermenter, und brachte seine Bibliothek bei meinen kleinen Genossen in Mißkredit, weil ich sagte, er habe ein einziges Buch — den Rinaldo. Deshalb hatte er früher Versuche gemacht, mich hinter's Licht zu führen: er hatte mir den Mazarino und Aranzo, den furchtbaren Räuberhauptmann, gegeben, und hinzugesetzt, es seien Milchbrüder des Rinaldo, aber ich hatte ihre Unächtheit gar bald erkannt, sogar des dicken, weitläufigen, großköpfigen Cramer „Dohmschütz und seine Gesellen" mit den kapitalen deutschen Flüchen und Redensarten hatte mich nicht getäuscht. Es fehlte mir die „Tieck'sche Waldeinsamkeit" — ich blieb der kleine Tausendsappermenter und ruinirte dem blassen Herrn Stiller — so hieß der Mann — die braun geles'ne Bibliothek.

Alles das fiel mir auf dem Wege zum Garda ein, ich erkannte, welch' große Intuition Vulpius besessen, denn Italien besuchten damals die Romanschreiber nicht, einmal weil es sich nicht schickte, zweitens weil's zu weit war, drittens weil es die Phantasie störte und viertens weil man die Banditen fürchtete. Dieser Treffer des Rinaldo'schen Kolorits war also reine Intuition.

Ich ward traurig, daß auch Vulpius sterben mußte, daß Rinaldo verkannt wurde und Herr Stiller nicht mehr hinter dem blechernen Syrupkasten in seinem Materialladen saß, und seine Krücke gegen mich aufhob, wenn ich die Thür ein kleines Stückchen öffnete. Er verbreitete nämlich die Kultur nur nebenbei, und in einer verborgnen Nische seines kleinen Ladens standen die satt gelesenen Klassiker hinter einem grünen Vorhange. Ach dieser Vorhang verdeckte mein Allerheiligstes, dieser grüne Vorhang war das Kolorit meiner schönsten Romantik. Wie oft schlich ich beim schlechtesten Schnee- und Regenwetter an den gläsernen Ladenthüren des Herrn Stiller vorbei, wenn er eben tief in einem seiner Bücher steckte und zum Zeichen davon mit seinen blassen Händen das schwarze Sammtkäppchen hin- und herschob auf seinem dünnen, dunkeln Haare. Sein blaßgelbes, aufgedunsenes Gesicht sah dann wie Marmor aus. Er war ein gewissenhafter braver Bibliothekar, der alle Winter seine ganze Bibliothek durchlas; das that nicht einmal Lessing in Wolfenbüttel, und der ist doch sogar berühmter geworden als Herr Stiller hinterm blechernen Syrupkasten. Er war oft so wacker vertieft in seine Lektüre, daß er gar keinen Syrup verkaufte, wenn auch Leute kamen; daß er sagte, er habe keinen vorräthig und

gar nicht auffah von seinem Buche. Ich erinnere mich, daß ihm der grobe Gerichtsdiener, der so unverschämt brandenburgisch sprach, einst, als ich wieder auf der Lauer stand, den Laden zumachte, damit er ganz ungestört lesen könne.

Ach, es war ein wollüstiger Tag: der Schnee flog dicht in feuchten weichen Flocken, meine Mutter hatte mir zu Weihnacht einen kleinen Blüchermantel geschenkt, wie ihn die Alliirten an der Katzbach getragen, und womit sie die Franzosen überwunden hatten. Es waren martialische Mäntel, die in einem Stück Tuch von oben bis unten fielen, keinen Absatz machten und eine Art Pyramide aus dem Körper bildeten, meine kleinen Freunde sagten, es seien Radmäntel. Ich sah komplett wie ein kleiner Bandit aus, Rinaldo's jüngster Sohn; eine Mütze führte ich nie, wofür hatte ich Haare — und so stand ich wollustschauernd in dem scharmanten feuchten Schneewetter an der zurückgelehnten Banditenthür halb im Rücken des Herrn Stiller, meines Sehnsuchts-Stiller und sah mit unendlicher Sehnsucht und Romantik nach dem grünen Vorhange, und schwelgte in all' den nächtlichen Herrlichkeiten eines neuen Rinaldini und putzte mir die unromantische Nase, die für Kälte und Schnee empfindlich war, mit den kleinen Händen. Später sah ich mit ähnlicher Sehnsucht nach dem Blumenfenster des ersten Mädchens, in das ich mich verliebte, der Banditenmantel von der Katzbach war längst zu einem unternehmenden Fräcklein zerschnitten, Stiller's Laden war geschlossen — aber meine Sehnsucht nach dem grünen Vorhange war romantischer, historischer, mittelalterlicher, duftiger und so weiter. Ach, wenn ich damals den Gebrüdern Schlegel in die Hände gefallen

wäre, was hätte für ein ächter Burgmondschein aus mir werden können. Ich kannte keinen beneidenswertheren Menschen als einen kurzen, schmutzigen Bäckermeister, der den ganzen Tag auf seiner warmen Ofenbank lag und las und las in lauter braun gelesenen, klebrigen Stiller'schen Büchern. Und auf der Ofenbank schlief er ein, und wenn er aufwachte, las er weiter und nur einmal in der Woche schob er Brot in den Ofen, und das Essen setzte man ihm auf einen Schemel an die Ofenbank, und während er seinen Leib sättigte, las er immerfort.

Ich habe später den Napoleon nicht so beneidet, und jetzt fuhr ich zum Gardasee und machte mir gar nichts aus dem Lesen, und der Zauber des grünen Vorhangs war historisch geworden. Da dacht' ich lebhaft an die Bewegung der Welt und warf Vulpius und den Rinaldini und Herrn Stiller aus dem Gedächtnisse und sah mich um. —

Die einfachste Wahrheit sieht so unscheinbar aus. Die Erde bewegt sich und mit ihr die Menschen und die Bildung, und man muß Geist und Herz immer geschnürt haben wie ein Handwerksbursche sein Ränzchen, wenn man nicht zurückbleiben soll. Es ist das harmlose Geheimniß wohl konservirter Frauen, immer jung zu bleiben. Wie man bis zu 24 Jahren fleißig an die Majorennität denkt, welche das Vermögen und die Unabhängigkeit bringt, so muß man von da ab an die Minorennität denken, die uns übereilen könnte, wenn man ihrer vergäße. Die Jugend ist die persönliche Gefälligkeit Gottes, sie ist immer da, wenn man an sie denkt, das Alter ist der feinste Weltmann, es tritt nicht ein, wenn man nicht herein ruft. Man bleibt jung, wenn man jung bleiben will — man

bleibt jung, wenn man fortwährend der Natur treu bleibt, und sich täglich nach ihrem Befinden erkundigt. Man muß die Mode in jeder Art menschlicher Thätigkeit erkennen, ihr in's Auge sehen, jedes Neue ist wichtig, aber man muß sich nie bis zum Todtschießen verlieben und darüber neue Erscheinungen vergessen. Man muß nie fertig sein und die Bude des Geistes und Herzens zuschließen — die Natur ist nie fertig, und nur wer zuschließt wird alt. Wer immer strebt, dem bleibt die Jugend.

Das liegt Alles in jener Romantik des grünen Vorhanges. Faßte damals, als ich im Blüchermantel über den Syrupkasten hinweg nach Rinaldo schmachtete, irgend ein jugendverderblicher Lehrer mit einer schnurgeraden Richtung der Bildung meine kindische Romantik beim Schopf, und ließ mich der konsequente Mann einige Jahre lang nicht los, so gehörte ich heut zu der Klique romantischer Faseler, die mit den übernächtigen Mondscheinsentiments lächerlich gemacht werden. Starre Konsequenz schadet der Entdeckung so viel wie schnurgerade Straßen. Man reis't durch das Land dieses Lebens, und hat am Ende nichts als eine Chaussee gesehn. Laßt die Jugend laufen, quält sie nicht in Richtungen, lehrt ihnen Geschichte und kleidet sie modern, damit sie Vergangenheit und Gegenwart verstehen.

Ich sah modern und unbefangen die rauhen, kahlen Felsen an, bei welchen wir vorüberfuhren, und hatte es doch nicht verlernt, uranfänglich, historisch und romantisch mit ihnen zu spielen.

Die Gegend von Roveredo bis zum Gardasee hat einen eigenthümlich grauen räuberartigen Anstrich. Der erste Spitzbub nämlich, den ich in meiner Vater=

stadt sah, als er auf's Rathhaus vor „die Herren" geführt wurde, trug einen blaugrauen Blüchermantel und einen breitkrempigen Filz wie die Banditen auf dem Theater; natürlich dacht' ich mir alle Räuber so, weil ich sie für eine organisirte Klasse Romantiker hielt, was sie denn auch eigentlich sind.

So grau räuberhaft sind die trocknen, kahlen Felsen an jenem Wege, die Schluchten und Gründe sind nicht tief, die Berge nicht hoch, aber es ist Alles einsam, unfruchtbar — man sieht's der Gegend an, daß man stehlen muß, um hier zu existiren. Nirgends ein Haus, eine Hütte, hie und da einmal ein kleiner malkontenter See, der grämlich und unzufrieden mit seinem unbedeutenden Lose die feuchten Augen zusammengedrückt hat. Binse und kleines Schilf wächs't struppig um sein Haupt. Aber es liegt ein eigner Reiz der Einsamkeit über der Gegend, eine unheimliche Rinaldinische Heimlichkeit — unser kleiner Wagen hielt still, damit sich das Pferdchen verschaufen könne, es schwieg Alles, als wenn ein wichtiges Romankapitel anheben sollte, ich horchte gespannt, ob kein Bandit pfeifen würde. Der Starost sah mich schweigend an, nahm mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde, knöpfte mit der andern die Strippe auf und senkte die Goldbörse in den Stiefel. Es war ein feierlicher Augenblick, ich dachte auch an Steffens und die Flötzgebirge und ihr einsames, schauerliches Schnarchen, und das eiserne Kreuz in seinem Knopfloche, das Denkmal seiner Tapferkeit, das dabei wackelt und gewiß gern sprechen möchte. Der Archivarius unterbrach mit leiser Stimme das Schweigen und meldete, daß vorgestern bei Trient die Post angefallen worden sei. Nach dieser topographischen Notiz

schwieg wiederum Alles; der Kutscher war abhanden gekommen, wahrscheinlich um das Signal zu geben. Meine Gedanken kehrten von Steffens zum Rinaldini zurück, und ich dachte darüber nach, wie ich ihn anreden sollte. Ich konnte nicht mit mir einig werden, ob es gerathen sei „Großer Sterblicher" oder „Großer Unsterblicher" zu sagen. Meine helle Stimme schlichtete plötzlich Alles romantisch, ohne mein Zuthun fing sie unerwartet an zu singen:

„In des Waldes tiefsten Gründen,
Und in Höhlen tief versteckt."

In Italien ist auch das Vieh musikalisch, unser kleines Pferdchen spitzte die Ohren, und ging hastig den Berg vollends aufwärts. Ich sang immer stärker: „Rinaldini ruft sie schmeichelnd," das Pferdchen arbeitete immer eifriger, ich sang stolz wie Orpheus. Plötzlich stockten wir beide: die Höhe des Berges war erreigt, die Schluchten öffneten sich weithin, ein frischer Wind flog als Bote über unser Gesicht — der Gardasee lag unter uns. —

Ich hatte nie etwas so Schönes gesehen; wie bürgerlich und ordinair erschienen mir daneben unsre Landseen, diese übergetretenen oder zurückgebliebenen Flüsse, von denen jeder eben so gut wo anders, an deren Stelle eben so gut etwas Andres sein könnte. Die steil aufsteigenden Ufer an beiden Seiten des Garda sahen ernst und gebieterisch aus wie stolze Diener eines reichen Herrn, man sah ihnen an, daß der Herr zu Haus in seinem Pallast sei Signore Garda il primo. In schmalem Bett, ungefähr so breit wie zwei breite Hauptströme, geht der See eine Strecke weit hin und her, dann wirft er sich die Locken aus

dem Gesicht, schiebt die Zeltvorhänge und seine Dienerschaft beiseite und geht breit und fliegend tief in's Land hinein, und feuriger und fröhlicher senkt sich seine Lippe zum Kusse in das sonnenhelle Antlitz der Lombardei. —

Ein feiner Schleier von blauem Duft hing über dem Antlitze des Garda; er ist einer der altitalischen Götter, und die Götter erscheinen dem Menschen nie unverhüllt, und die großen historischen Ereignisse flüchten sich in ihren Schooß, um sich dem dreisten Auge eines frivolen Geschlechts zu entziehen. Es ist viel Poesie in dem Kultus derjenigen Völker, die einen See oder einen einzelnen hohen Berg anbeten, sie glauben dabei auch das Archiv ihrer Geschichte zu verehren und die unsterblichen Thaten ihrer Vorfahren, die darin verborgen ruhen. Es wollte mich bedünken, als ich von da oben die blauen Wellen des Garda sich kräuseln sah, die Cimbern und Teutonen tanzten mit klirrenden Waffen unter ihnen, und ihre melancholisch gewordenen Kriegsgesänge bewegten die Wellen von unten auf. Ich bedauerte nur, daß ich nicht teutonisch verstünde, und zum ersten Male ward mir's leid, daß ich Jahns Volksthum und Merke, und die Akten des Wiener Kongresses nicht genauer studirt hätte. — Der Doktor aber belehrte mich, es sei durchaus nicht erwiesen, ob sich die Cimbern oder die Ambronen, oder die Tiguriner oder die Teutonen im Garda gebadet hätten — das schlug mich sehr nieder und ich gab meine ganze historische Poesie auf, mit welcher ich in Gestalt einer Note bei den deutschen Universitäten mein Glück machen konnte.

Wir sprangen aus dem Wagen und stiegen auf höchsteignen Füßen abwärts zum Garda, und meine

Gelehrsamkeit ließ ich zurück, mich aber ließ ich gehen, und nun sah ich mit unverfälschten Augen, wer der Garda eigentlich sei. Mit der wichtigsten Entdeckung begann ich: er ist kein Masculinum, sondern ein Femininum. Er ist die erste italische Jungfrau, welche dem blöden, blonden Germanen, der von den Alpen heruntersteigt, mit dunklem südlichen Blicke in's Herz hineinsieht, mit jenem Zauberblicke, von dem die Poeten erzählen, man vergäße ihn nimmer wieder, und wenn man in späten Jahren daran denke, so wende sich das Herz noch um vor süßem Schmerz. Daher stamme die deutsche Sehnsucht nach Italien. Damit man aber den Blick versteht, denn das deutsche Herz ist bisweilen etwas hartnäckig, fliege noch jener nordische Reif um die Schläfe und Wimpern der Signora Garda, der uns heimathlich befängt und verlockt.

Und wirklich, der Gardasee ist das Kompendium Italiens für den Deutschen, aus dem er die Anfangsgründe italischer Schönheit in einem Sommermorgen erlernt. In saphirblauen Smaragd ist es gebunden, und mit sonnengoldnem Schnitt geziert. Man glaubt in Deutschland nicht daran, daß Wasser so schön aussehen könne, unser Wasser ist bleich, farblos, charakterlos, höchstens einmal traurig dunkel, acherontisch — schon in Tyrol wird das Wasser lebendig, und im Gardasee liegt es vor uns wie eitel Schönheit im blau glänzenden Seidengewande, was auf und nieder schillert, aus dem die Aeuglein locken mit lachenden Thränen. Die Sagen von Wassernixen sind mir immer unglaublich gewesen, wer wohnt an der Spree oder Pleiße und traut irgend einem göttlichen Wesen den schlechten Geschmack zu, in dem schmutzigen Wasser

zu hausen! Aber hier am Garda sieht man den Fischerknaben sitzen, die warme Sonne über ihm, das wollüstige Wasser geheimnißvoll plätschern zu seinen Füßen, mit seinem erfrischenden Schmeicheln „kühl bis an's Herz hinan" sich drängend. Hier oder nirgends glaubt man an Wassermährchen, denn geheimnißvoll prächtig öffnen die geschäftigen Wellen ihren blauen Schooß und der Blick drängt sich hastig und sehnsüchtig hinein und verfolgt stürmisch die tiefabgleitende schimmernde Schönheit — da schließt sich die neidische, kokette Woge, und eine andre kommt, und dasselbe Spiel beginnt, und Kopf und Herz wird irr und schwankend und die phantastische Welt bedeckt uns mit ihren weichen, dichten Gewändern. —

— Ich hatte die Augen nicht abwenden können von dem verführerischen See, wenn mir die Gegend ihn versteckte, schloß ich sie, und so war ich nach Torbole gekommen, und stand auf dem Molo, und setzte mich auf seine Steine, der See ging hoch, die Wellen schlugen mir bis an die Füße, meine Augen waren den Wellen anheim gegeben, ich träumte meine erste italienische Novelle, und ich weiß nicht, wer in mir die Worte hörte: „Lassen wir ihn, er kann ja schwimmen und Wasser macht wieder nüchtern." —

Aus meinen Träumen weckte mich plötzlich ein lautes Freudenschrei, und der gellende Ruf: „Alphonso — Alphonso." Ich sah in die Höhe, seitwärts stand ein Haus, noch tiefer in den See hinaus gebaut, der Molo lief an seinem Grunde weiter. Da stand im weit offnen Fenster des ersten Stocks eine Frauengestalt, die rief lauter lebendige Worte zu mir hin und breitete die Arme aus und ihr Taschentuch flatterte wie Rezia's Flagge. Noch war ich wirr von meinen

Träumen, richtete mich auf und eilte auf das Haus zu. Sie kam mir entgegengeflogen, riß mich an ihre Brust, küßte, herzte, drückte mich mit wildem Feuer und männlicher Kraft. Ich ließ mir Alles gefallen, es war ja hübsch. Dann drängte sie mich einen Augenblick von sich und betrachtete mich von oben bis unten, und als ich lachte, da rief sie: — si — si — si, und eine Menge anderer Worte; ich konnte aber noch nicht italienisch und verstand bloß ihre Augen und ihre Mienen, und freute mich, daß sie sich freute. Sie nahm mich beim Arme, und stürmisch ging's in's Haus hinauf in jenes Zimmer, und dabei sprach sie fortwährend und liebkos'te mich ohne Ende. Ich fand mich allmählig in meine Rolle, und dachte nicht weiter darüber nach, das konnte ja in Italien so Mode sein und zur Schönheit des Gardasees gehören. Umwälzung alter Sitten war nicht der Zweck meiner Reise, namentlich Volksgebräuche acht' ich immer hoch; ich fing an, ihre Liebkosungen lebhafter zu erwidern. Wir standen am Fenster, und sie erzählte mit unglaublichem Eifer eine lange Geschichte, von der ich natürlich nichts verstand, wenn sie zuweilen fragend inne hielt, antwortete ich — si Signora, und küßte sie auf den Mund und wir tanzten einmal in der Stube herum. Das Mädchen hatte ein schmerzhaft edles Gesicht, große thränenweiche Augen und die feinen Mundwinkel waren wie vom Schmerze ein Wenig nach unten gedrängt, selbst die Freude, welche jetzt über das ganze Gesicht verbreitet lag, konnte diesen Ausdruck nicht ganz zerstören, aber sie machte das braungelbe klare Antlitz doppelt reizend. Es war ein warmer Tag, und sie hatte sich auf das Leichteste gekleidet, nur ein dünnes braunes Kleid bedeckte sie, und um

die offnen vollen Schultern flog ein leichtsinniges, gelbes Tüchlein. So stand sie vor mir, lehnte sich auf meine Schulter, hatte den Arm um meinen Hals geschlagen und sah mit mir über den See hinaus. Das war der erste Moment, in welchem sie schwieg, und in welchem ich mein „no capisco" anbringen und ihr begreiflich machen konnte, daß ich noch gar nicht wisse, was es für eine Bewandniß mit uns Beiden habe. Sie sah mich mit weiten, verwunderten Augen und ein Wenig geöffnetem Munde an. —

— Da kamen meine Gefährten aus dem Wirthshause, wahrscheinlich um mich zu suchen. Ihre Blicke schweiften umher, da sie mich nicht am Strande, wo sie mich verlassen, fanden; bald entdeckten sie mich, und machten verwunderte Gesichter. Sie waren auch schon romantisch genug, um keine Konvenienz zu beachten und kamen eiligst zu uns auf's Zimmer. Meine Signora ließ sich nicht im Mindesten befangen und stellte mich als ihren endlich gefundenen Geliebten vor, den ihr zärtlichst scheidender Alphonso zu senden versprochen, und auf welchen sie nun schon 15 Monate am Gardasee gewartet habe. —

Die Sache wurde nun klar, da der Starost ihre Worte übersetzte. Sie war aus Livorno gebürtig und gehörte dort einer vornehmen Familie an. Eines Abends, als sie eine Lustfahrt auf dem Hafen gemacht, sei das Meer unruhig geworden und ein junger Mann, der sich allein in einem kleinen, schlechten Nachen gerudert habe, sei plötzlich in ihr größeres, wohlbemanntes Boot gestiegen, sein unsichres Schifflein den stürmischen Wogen überlassend, und sich flüchtig bei ihrer Gesellschaft entschuldigend: Er sei der Meerfahrt unkundig und habe nicht Lust zu er-

saufen. Dieser Fremde, welcher einen reinen toskanesischen Dialekt gesprochen, sei von hohem schönen Wuchs gewesen, blonde Haare seien um das erhitzte edle Gesicht geflogen, keck und dreist habe er mit Allen sich bekannt gemacht, vorzüglich mit ihr, unsrer eifrigst erzählenden Hortensia. —

— Es waren zu wenig Stühle im Zimmer, nur der Starost saß hoch zu Gericht auf einem stuhlähnlichen Gerüst, Hortensia auf dem Fenstertritt, vor ihr wie die Jünger zu Gamaliels Füßen der Archivarius und ich an der platten Erde. Das Mädchen sah schön aus. Der Eifer des Erzählens hatte ihre dunkle Wange leicht geröthet. —

— Als die Barke gelandet, habe er sie auf den Strand gehoben und ihr dabei drängend tief in die Augen gesehen. Wie eine bunte neckische Welt sei es in jenem Augenblicke in ihrem Innern aufgesprungen, es sei ein Jubel, ein Sehnen, ein Entzücken in ihrem Wesen laut geworden, wie sie es nie vorher gekannt. — Der blonde Mann habe ihren Arm genommen und sie nach Haus geleitet, weil aber der Regen allzu stark geworden sei, hätten sie in eine Kirche eintreten müssen. Dort wäre in einer dunklen Ecke ein breiter Beichtstuhl, der habe offen gestanden, und sie hätten sich hineingesetzt und das Ende des Regens abgewartet. Der Regen habe aber lang gedauert und der fremde, blonde Mann habe sie unterdessen küssen gelehrt, und glühend heiß und glühend wohl sei sie erst bei einbrechender Nacht vor ihrer Eltern Hause angekommen. —

— Der Starost fragte Hortensien, ob sich die Eltern ihrer späten Heimkehr nicht gewundert hätten, aber Hortensia erwiderte ernsthaft: Ich sagte ihnen,

daß ich einen Sturm erlebt und sie beruhigten sich bald, und ich küßte innig meinen Vater und meine Brüder. Des Nachts schlief ich nicht, sondern träumte, und als es Morgen wurde, warf ich meinen Schleier über und eilte nach dem Beichtstuhle. Meine Mutter begegnete mir und sie dachte sich's alsbald, daß ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, meinem Schutzpatron für das Glück im gestrigen Sturme zu danken. Bis nach Monte Nero gedachte sie zu pilgern, denn sie wollte ein Opfer bringen für meine Rettung, ich sagte ihr aber, daß ich meinem Heiligen, dem ich gestern nur flüchtig gedankt, versprochen habe, heute wieder zu kommen. Darauf ermahnte sie mich, mein Versprechen zu halten, wir zogen unsere Schleier über das Gesicht und sie ging mit der Dienerin nach Monte Nero, ich aber zu meinem Heiligen. —

— In unserm breiten Beichtstuhle saß ein alter, magrer Mönch mit strengem apostolischem Gesichte, der wartete auf Sünden und Sünder. Ich kniete zu seinem Ohre hin und beichtete ihm, daß ich nichts zu beichten wüßte, wenn es nicht eine Sünde sei, sich sehr glücklich zu fühlen. Darauf erzählte ich ihm, was mir den Tag vorher Fröhliches widerfahren, und daß ich an seinem Platze gesessen und eine andre Beichte gehört habe. Während ich aber so sprach, sah mein herumschweifendes Auge den blonden Fremden an eine nahe Säule treten und mit den Augen mir lauter Küsse winken. Da erzählte ich noch eifriger und feuriger, bis mich plötzlich der Pater mit strengster Stimme unterbrach. Das Glück sei allerdings eine Sünde und ich sei eine tiefe verworfene Kreatur, die er nicht absolviren könne. Und mehr dergleichen sprach er und schrieb mir die Bußen vor,

ich hing aber an des Fremden Lippen und vor dem Küssen hört' ich nichts mehr von des Paters Worten. Als er seinen Zorn beendigt, schloß ich die Falte meines Schleiers, welche ich nach der Säule zu geöffnet hatte, stand auf, ging an dem blonden Manne vorüber, hinaus in's Freie bis vor die Stadt an's Meeresufer. Und er folgte mir Schritt für Schritt.

Die Sonne war eben aufgegangen und es war sehr schön. Wir setzten uns auf einen überhängenden Felsen und sahen in's Meer hinaus. Aber es dauerte nicht lang und wir sahen einander nur in die Augen, und die Seligkeit wurde so groß, daß ich auch die Augen schloß. Der Fels schützte uns vor der Mittagshitze, und als es Abend ward, gingen wir über die Gli sparti, wo die Leute spazieren gehen, und setzten uns noch einmal nieder auf dem englischen Gottesacker unter einem Monumente, um Abschied zu nehmen bis zur ersten Stunde der Nacht, wo er durch den Garten über den Balkon in mein Zimmer kommen wollte.

Es war wiederum Nacht, als ich zu Hause ankam. Unsre ganze Familie war im Saale versammelt und Alle fuhren mir mit den heftigsten Reden entgegen; man hatte ihnen erzählt, ich sei am frühen Morgen außerhalb der Stadt gesehen worden und ein Mann sei hinterdrein gegangen, mein jüngster Bruder wollte mich des Abeuds auf den Gli sparti am Arme eines Mannes promeniren gesehen haben. Meine Mutter weinte, mein Vater fragte, nur mein älterer Bruder schwieg und sah mich zuweilen nachdrücklich an. Ich hatte wenig Aufmerksamkeit für all' die Dinge und sagte, ich sei von den gestrigen Anstrengungen und der schlaflosen Nacht erschöpft in der

Kirche eingeschlafen und erst spät am Abende erwacht. Man möge mir zu essen geben, denn ich hungerte sehr. Meine Familie verließ den Saal, nur mein älterer Bruder blieb noch eine Zeitlang sitzen und sah mir schweigend zu, wie ich eifrigst aß. Dann stand auch er auf und ging schweigend fort. Er war mir der liebste von meinen Geschwistern. Das Mädchen leuchtete mir auf mein Zimmer und ich legte mich ruhig schlafen, denn ich war müde. Der Blonde kannte genau den Weg zu mir und ich freute mich, von ihm geweckt zu werden.

— Ein Geräusch auf dem Vorsaal weckte mich auf; ich wußte nicht, wie tief in der Nacht es wäre. Ein Flüstern gedämpfter Stimmen dringt an mein Ohr, ich erkenne meines älteren Bruders Stimme, ich höre die Worte: „schamloser deutscher Ketzer" — aber keine Antwort. Feste, schnelle Fußtritte, die immer heftiger und eiliger werden, sich aber nicht von der Stelle entfernen, deuten mir an, daß zwei Männer mit einander ringen. Nicht lange dauert's, so fällt etwas zu Boden und es wird ganz still. Eine Weile darauf wird meine Thür geöffnet, ich fühle die heißen Küsse meines Geliebten. Ihn zu fragen fand ich keine Zeit. Als die dichte Nacht ein Wenig zu weichen begann, hieß er mich meine Kleider anlegen und ihm folgen, in meiner Eltern Hause könne ich nicht bleiben. Schweigend that ich's und er führte mich an der Hand zum Balkon. Es schien mir, als läge eine Gestalt am Boden, aber ich sah nicht genauer hin. Mein Geliebter hob mich über den Balkon so tief er konnte hinunter in den Garten — er war stark und gewaltig — so wurde mein Sprung abgekürzt und ich kam unverletzt unten an. Er sprang

mir nach und wir schlichen uns durch den Garten. Mein Vater schlief den Sommer über im Gartenhause, bei welchem wir vorüber mußten. Es war Frühsommer, ich sah ihn in der Dämmerung schon am offnen Fenster stehen und mir schien's, als sähe sein ernstes Gesicht noch ernster aus. Wir mußten langsam gehn, um kein Geräusch zu machen, vor dem Anblick schützten uns die Bäume, es schien mir aber doch, als sähe er uns und winkte mir mit der Hand, zu gehen.

Wir eilten fort durch die Straßen bis an den Hafen. Hier sagte mir mein Geliebter, daß er Alphonso heiße und mich mitnehmen wolle an den Gardasee, wo wir uns des Himmels und der Erde freuen würden. So sind wir über das Meer gefahren und über die Berge gestiegen, und ich habe den Weg nicht beachtet und fände ihn nicht zurück. Hier in diesem Zimmer haben wir dann eine Zeitlang gewohnt. Alphonso sagte zwar, es sei eine lange Zeit gewesen, aber er irrte sich, es war nicht lang. Und eines Morgens trat er zu mir und sagte: Hortensia, wir müssen scheiden, in mein Vaterland kann ich dich nicht mit nehmen, dort ist's zu kalt. Aber ich will dir einen Freund schicken, der soll dich trösten und wärmen. Darauf sagte ich ihm, ich brauche keinen Trost, aber Liebe, und küßte ihn auf die Augen und legte mich schlafen. Er aber ging. Und es ist schon fünfzehn Monde her, daß er gegangen ist und Viele sind gekommen, aber umsonst hab' ich auf den Freund Alphonso's gewartet. Wenn nicht die Sonne so schön geschienen hätte und der See so blau wäre, so wären die Tage sehr traurig gewesen. Aber jetzt ist er da und nun ist die Welt noch einmal so schön.

Und wenn wir sie fragten, woran sie mich erkenne, so sagte sie: am Herzen. Damit meinte sie die Augen, und noch einmal: am Herzen! damit meinte sie die Stimme. Alphonso habe gerade so deutsch gesprochen wie ich.

Ich fand es nicht für nöthig, alle diese Angelegenheiten gründlich zu untersuchen. Wir ließen unsre Mittagstafel aus dem Wirthshause bei Hortensien aufschlagen, aßen Fische aus dem See und weiße Polenta und tranken dunkeln Rothwein, und spielten homerische Helden, die kein Geld haben und keine Polizei kennen. Die Sonne ging vorwärts, wir aber saßen und schwatzten von Diesem und Jenem. — —

Am Garda erhält man den ersten Vorschmack von italienischem Volkscharakter. Man sieht schon überall die wohlgebildeten Männergestalten mit den scharf geschnittenen Formen und Zügen, das Stumpfe, Unklare, Verwischte im Aeußeren des deutschen gemeinen Mannes findet man nirgends. Jeder Einzelne hat ein Gesicht, während bei uns oft zehn dazu gehören. Die wärmere Sonne, das mildere Klima zeitigt und reift auch die Gesichtszüge mehr; bei uns werden wenige reif, darum fehlt uns das Ausgebildete. Der Italiener aber wird ausgebrütet bis die Eierschlage trocken an ihm abfällt, er kennt den Ausdruck „Grünnase" gar nicht. Der Italiener hat nicht nöthig, gleich von früh auf seiner Erde ein sorgenvolles, arbeitsames Gesicht zuzuwenden, daß sie ihn ernähre und erhalte, die italienische Erde ist liebevoller und freigebiger, die Furcht vor dem Erhungern nistet sich nicht in die jungen Gesichter, wie in Deutschland. Da gehen natürlich auch die Züge muthiger auseinander, und das Gesicht wird klar und klassisch, eine Hebamme

der Romantik, die bleiche Sorge, ist völlig unbekannt. Die natürliche Entwicklung wird in nichts gestört und Alles, was wild wächst, ist schön. Man findet schon unter den Schiffern vom Garda schöne Köpfe. Die Leute fangen auch nicht so früh an zu lernen, sie siedeln nicht die Altklugheit so zeitig auf den Lippen an, sie lernen später lesen und schreiben, aber dafür behalten sie bessere Augen und geschicktere Hände. Mit fünf Jahren geht ja bei uns schon der Teufel los, und die Herrschaft des Herrn Bakel beginnt mit aller Angst und Hast des Knaben. Da liegt der italienische Bube noch fünf Jahr in der Sonne, und sein Verstand übt sich in eignen Sprüngen, und wenn er dann in die Schule kommt, so ist er in einigen kräftigen Sätzen da, bis wohin wir uns bleich und kränklich gekrochen haben. —

Aber der Körper und die Lebensklugheit sind das Einzige, was sie voraus haben. In Allem Anderen sind sie ein depravirtes Volk, die christlichen Juden Europa's. Und es wären Bestien aus ihnen geworden, befänden sie sich schon so lange in einer so schauderhaften Sklaverei wie dies Volk aus Palästina. Die moralische Kraft des Italieners ist bereits gebrochen wie Binse — er ist nicht mehr tapfer. Er kann mitunter noch eine tapfre Hand haben, aber das tapfere Herz ist durchlöchert. Er hat Feuer, Leidenschaft, er haßt mit durchdringender Kraft, aber der edelste dieser Affekte, der Zorn, ist ihm lange schon entwendet, der Stolz ist gebrochen und spreizt sich nur noch als Hochmuth.

Man ist gewohnt, sich den südlichen gemeinen Mann aus edleren Stoffen gebildet zu denken; weiß man auch, daß der deutsche Bauer von Nationalruhm

und dergleichen nichts versteht, daß sein Streben nur von der Hand bis zum Munde reicht, so denkt man sich doch immer den Südländer idealischer. Und man hat ein Recht dazu, denn dieser bedarf nicht jenes harten Kampfs mit der Scholle Erde um das magre Brot, die Nahrung fällt ihm in den Schooß.

Die Schiffer von Garda sind nicht viel besser als unsere Bauern: wenn sie von der Herrschaft ihres Landes sprechen, so reden sie auch nur von den Steuern. Die Poeten sind ein trügerisch Volk, wenn sie von fremden Ländern reden, und doch ist's ein Glück, daß sie lügen. Die schöne Lüge und der goldne Traum bleiben das Beste an der Welt, und doch muß etwas Wahres an ihnen sein, wie kämen wir sonst zu Lüge und Traum. Wir erfinden nichts, nicht einmal dies. Wüßten wir nur erst, wer am richtigsten sieht, das Auge oder das Herz. Die kritische Philosophie und die Naturphilosophie sind nicht so unwichtig mit ihrem Suchen nach Subjekt und Objekt, nur die Philosophen sind oft unwichtig. —

— Es war eine Volksscene, deren sich die Gracchen, wie Cato geschämt hätten, als wir die Zeche bezahlten und uns einschiffen wollten. Im Hintergrunde des Saales standen wohl zwanzig Schiffer, im Vordergrunde eine unverschämte italienische Wirthin, uns gegenüber am Fenster saß unbekümmert um Alles, was vorging, Hortensia. Die Wirthin verlangte eine Summe für unser karges Mahl, als hätten drei Lucullе bei ihr gegessen. Ich bat den Starost, ihr zu sagen, daß wir keine Engländer seien. Das nützte nichts. Er rapportirte, wir seien zwei deutsche Doctoren, die von Büchern lebten, und in Deutschland seien die Bücher sehr mager. Das ginge sie nichts

an, und bei ihr hätten wir von schönen Fischen gelebt, übrigens habe sie bei Durchreisenden schon dicke und fette deutsche Bücher gesehen, und Signore — der Starost — sähe ja so golden und silbern aus, daß es ihm auf solch' eine Kleinigkeit nicht ankommen werde.

Dadurch war er aus dem Felde geschlagen, er drehte ihr lächelnd den Rücken und schlug Chamade.

Jetzt kam die Reihe an mich; denn der Archivarius hatte keinen Anstand dazu, den Leuten auf den Leib zu gehn. Er steckte zwar die Hände in die Taschen als mimische Andeutung, dort sei Alles unter Kuratel gelegt, hing den Kopf vor, sah das Banditenvolk unter den Augenlidern hervor spitzfindig an, sprach ein Paar sehr vernünftige Worte; aber er räumte immer nach einigen gelinden Streichen das Schlachtfeld. Ich räusperte mich also und fragte den Starosten was auf Italienisch „niederträchtig und Himmel-tausend-Donnerwetter" heiße. Das Zweite wußte er nicht, ich gab's also deutsch und sprach fünf Minuten lang in vermischten Sprachen alle Grobheit über eine unverschämte Rechnung durch. Dabei ging ich der Wirthin mit drohenden Geberden nahe; sie zog sich auf das zahlreiche Corps ihrer Landsleute zurück, was eine schweigende Sauvegarde bildete. Manch' deutsches Theater hätte was gegeben für zwanzig solche Statisten zur Stummen von Portici. Und doch waren die Kerle nicht einen Centesimo werth, sie öffneten der Wirthin eine Rückzugsgasse, ließen mich sogar hineindringen, ohne mich in Beschlag zu nehmen, duldeten, daß jene ihren Rückzug als vollkommene Niederlage in der Küche schließen mußte. Und zu dieser Landesverrätherei trieb sie nur die

Gewinnsucht. Jeder von ihnen rechnete darauf, zu unsern Fährleuten zu gehören, Keiner wollte sich durch unnöthigen Zorn verhaßt machen, die Geschichte von den dreißig Silberlingen hatte einen tiefen Sinn. Ich feierte, wie die späteren römischen Imperatoren nach einem unblutigen Siege, wobei ich nur Heldenworte geliefert, einen glänzenden Triumph, und wir zogen ab, dem Dienstmädchen die uns beliebige Summe einhändigend. Unten vermißte ich den Starost und ich fürchte heute noch, er hat es nicht über's Herz bringen können, daß der Anstand so verletzt und die Rechnung nicht ganz berichtigt wurde. Er war sehr delikat und hat wahrscheinlich mein mühsam erobertes Terrain wieder aufgegeben.

Hortensia hing an meinem Arme, um ihre Schultern die kleine italienische Laute, sonstiges Gepäck hatte sie nicht, unsere Mantelsäcke lagen auf dem Molo in der Sonne. Die Assisenverhandlungen mit den Schiffern begannen. Der Jude verlangt das Doppelte für seine Waare, der Italiener das Dreifache. Kann solch' ein Volk stolz sein, kann eine Nation ohne Stolz etwas leisten? Die Licitation ging los. Bei solchen Gelegenheiten entwickelt der Italiener sein ganzes Erbtheil Cicero's und Dante's, er häuft rhetorische Figuren, detaillirt den Catilina bis auf alle möglichen Defekte in den Unterbeinkleidern, erfindet Höllen- und Himmelszustände. Er ist der geborne improvisatorische Redner und Dichter. Es ist aber Alles nur Renommisterei, sein Argument und sein Gedicht; wenn der Deutsche sein ordinaires Talglicht dran hält, so verschwindet der leichte Spuk. Drum haben die Italiener auch nie anderswo etwas geleistet als in der dreisten Täuschung des Epos, sie sind geschwätzig

wie die Spatzen und lügnerisch wie die Gaskogner. Jedes Volk, das lügt, hat einen Grad lebhafter Phantasie, die auf den Bergen herumspringt, wenn sie sich auch niemals hineinwagt. Nur Dante macht eine Ausnahme, weil er ein welt- und himmelsgeschichtlicher Epiker war, man sieht ihn aber auch immer eisgrau unzufrieden mit seinen Landsleuten, darum halt' ich ihn auch nie für einen reinen Italiener. Dieser hat die trefflichsten Anlagen und Anfänge zu allen Dingen in sich, er ist vielleicht der reichste Embryo unter allen europäischen Völkern, aber er braucht ein Huhn, um seine Enteneier auszubrüten, er allein bringt nichts Großlebendiges zu Stande. Wenn man sich Mühe giebt, wird man die fremde Zeitung bei allem großen Italienischen finden. Auch der Italiener Napoleone gedieh durch Frankreich. Ist solch' eine Hypothese auch wie im Latein die Regel, welche so reich an Ausnahmen sind, sie hilft doch ordnen und lernen.

Daß sich nicht öfter ein Tasso findet, liegt an den neueren Jahrhunderten, welche keine ordentliche neue Religion mit phantastischen Thaten, also auch keinen Glauben, keine Begeisterung mehr brachten für blau und rothe Geschichten. Petrarka ist mir immer der redendste Beweis gewesen, daß es mager um die italienische Poesie stände, ein saubrer Drechslermeister kann nirgends anders so viel Glück machen, eine Putzblumenmacherin ist anderswo eine Putzblumenmacherin, aber keine Göttin, die Blumen schafft, auch wenn jene geschickte Person neue Blumen erfände. Nur in Italien wird ein Petrarka daraus. Die Italiener machen viel Geschrei, mitunter auch ein künstlich Geschrei, aber von den Urtönen der Menschheit,

von der eigentlichen Poesie wissen sie nichts. Wenn wir ihnen auf ein Paar Jahre einen unsrer Romantiker, z. B. nur Herrn Novalis leihen — wir werden uns wundern, zu welchem kapitolinischen Helden herausstaffirt wir den wieder bekommen! Sie haben den Zauberborn der berauschenden christlichen Mythe in der Nähe gehabt, das ganze katholische Land war ein romantisches Gedicht, sie durften nur abschreiben — haben sie's wohl vermocht?! Wie feinfühlend sind statt ihrer die Deutschen jenen mystischen christlichen Nerven tastend nachgegangen, Deutsche, die in der Mark oder Lausitz wohnten, und auch die Anregung improvisiren mußten. Und da sie nun den Gefühlen keine Gedanken erfinden konnten, haben sie denn wenigstens bei dem Mangel an Romantik plastische Figuren erfunden, haben sie Dramen geschaffen?! Sind die Alfierischen Marionetten-Republikaner, die im Drathe auf und niedergehen, sind diese Menuettentänzer der Rede werth?

Was Auge und Ohr kitzelte, was Aufsehn und Lärm machte, war immer ihr Wesen, Töne und Farben haben sie erfunden, und das ist Alles. Und weil das schöne Dinge sind, so kommt uns noch heutzutag ihre Renommisterei so schön vor. Dazu sehe man Italien an, und frage: wie kommt ihr zu Farben? man höre das Volk sprechen und singen, und frage, wie kommt ihr zu Tönen?! Sie haben ein Land wie gemalt, und haben alle Stimmritzen für's Conservatoire in Wien. Der Herrgott muß bei Schöpfung Italiens fürtrefflich bei Stimme gewesen sein — der jämmerlichste Kerl jenseits der Alpen hat ein Organ voll Klang und Klarheit.

Aus dem Chaos von Stimmen und Vorschlägen

sonderten sich endlich vier rüstige Ruderer heraus, Hortensia sprang in das breite, geräumige Boot, und machte sich und mir an seinem Haupte bequeme Sitze zurecht. Das Geschrei und Unterhandeln ward immer stärker, wir waren taub geworden, und antworteten nicht mehr darauf, die vier Ruder klatschten in den See, wir fuhren davon, ohne daß wir nach so vielem Geschwätz gewußt hätten, was wir eigentlich zahlen sollten. Im Zahlen ist der Italiener romantisch, diese Ungewißheit ist sein Element, da spintisirt er nun über die ungewisse Forderung oder Schuld. Eine Art Ambition in Geldangelegenheiten habe ich nirgends gefunden. —

Hortensia hatte sich zu meinen Füßen gesetzt, und sah mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt bald mich, bald das scheidende Torbole an. Der Archivarius saß neben mir, war aber eigentlich schon seit einer halben Stunde im Fenster eines Fruchthändlers, wo ein sehr braunes Mädchen ein Hemd nähte, und von Weitem mit ihm schäkerte. Der Spaß wurde ihm sehr dadurch erschwert, daß er ein kurzes Auge hat, und sich einer zerbrochenen, antiken Lorgnette bedienen mußte, zu deren Gebrauch viel Geschicklichkeit gehörte. Aber durch die schlechte Lorgnette wurde ihm das Mädchen wahrscheinlich interessanter — das Boot wendete sich, es ging an's Abschiednehmen mit der Fruchthändlerstochter, und nun ging die deutsche Romantik los. Beinahe einen Tag über hatte er sie in der Nähe gehabt, und sie war ihm reizlos gewesen, jetzt verlangte er, wir sollten ein Stück umkehren, er wolle telegraphische Geleitsvorschläge machen. Der Vorschlag ward mit allgemeinem Murren aufgenommen, und halb verdrießlich, halb lachend legte er sich

auf den Rücken, und sah in den Himmel. Der Starost war durch die Ruderer total von uns abgeschnitten, und lag im jenseitigen Ende des Bootes, seine Türkenpfeife rauchend, und die Schiffer nach allerlei unnützen Dingen fragend. Der See ging hoch mit seinen blauen, blauen, ach, so reizend blauen Wellen, der Archivarius lispelte mir etwas von möglicher Seekrankheit zu, ich widersprach nicht. Torbole, das Stürmische verschwand mehr und mehr, Riva trat seitwärts vor die Augen. Die Kerle ruderten, als hätten sie Schmuggelwaaren. Hortensia griff leise über die Saiten hin. — —

Ich bin es nie im Stande gewesen, mehrere Stunden lang ununterbrochen erregt, entzückt, begeistert zu sein — wenn's durchaus sein muß, so wird mir die schönste Sache langweilig oder komisch. Eben weil ich den Napoleon nur einmal als kleiner Bube gesehen, bleibt er mir ewig so interessant und groß. Die Gewohnheit kann lang dehnen, aber nicht groß machen. Sogar die Schönheit kann langweilig werden, drum gibt es immer noch etwas, was für unsre verwöhnten revolutionären Sinne über die Schönheit geht, das ist die Jugend, ist der Reiz.

Der Eindruck des Garda war mir schon historisch geworden, Hortensiens Augen hatte ich vielfach gesehn — ich schlug die italienische Grammatik auf, und lernte conjugiren, die Beispiele lagen nahe, der Archivarius warf sich eifrigst zum Kollegen auf, es wurde in einer Viertelstunde so viel gelernt, daß wir einen ganzen Tag davon leben konnten. — Da erhob Hortensia ihre klare Stimme, und griff voll in die Saiten, und ich war so erschrocken von dem schönen Tone, daß mir die Grammatik in den See fiel. Mit einer

merkwürdigen Feierlichkeit beginnt die Italienerin ihren Gesang. Das kommt wohl zum Theil von der vollrunden, majestätischen Stimme, den vollen Vokalworten, mit denen sie anheben, und dem halbkirchlichen Rhythmus, der ihnen in seiner katholischen Weichheit eigenthümlich geworden ist. Sie sind alle weltliche Nonnen, und eh' sie heiß und lustig werden, ist Auge und Stimme erst feierlich. Das ist keine Koketterie, es liegt tiefer. Man könnte allenfalls sagen: hinter dem üppigen Sonnenscheinleben liegt eine dunkle Nacht, die aus Auge und Stimme heraus schlägt, wenn sie plötzlich sich erheben. Die italienischen Männer sind meist schlechte Männer für die Weiber, es ist wenig Zärtlichkeit in ihnen, und — sie sind Sklaven. Wenn sie's versucht haben, die Ketten zu brechen, so sind sie ausgelacht worden, weil sie keinen Muth bewiesen. Was finden die Weiber bei ihnen? Und die Weiber sind römischer geblieben als die Männer; man findet es bei allen Völkern, daß das Grundelement der Nation bei den Männern eher verwittert; die Weiber werden weniger verwirrt durch viele Eindrücke, ihr Schatz ist kleiner, aber gedrängter.

Es ist noch heut etwas vom alten Rom, ein Gedanke Cornelia's, der Gracchenmutter, oder so etwas in Aug' und Stimme des italienischen Weibes. Ich sah und hörte staunend nach Hortensien hin. Sie sang ein Lied von Napoleone, dem imperatore grande, und die bärtigen Schiffer streckten die Rücken gerade, riegelten die Augen auf, und stimmten mit tiefen Stimmen ein. Es war ein Lied aus jener fabelhaften Zeit, wo der junge Bonaparte mager, wüstendürr und trockenbraun im Gesicht aus Egypten und Syrien zurückkam, und das Auge ruhmeswollüstig überall her-

umirrte. Es ist dies immer die interessanteste Zeit in Napoleons Leben für mich gewesen. Damals brachte er sich den ersten Araber mit, er glich dem Cäsar auf ein Haar, und er hatte nur mehr Poesie und weniger Egoismus im Gesicht, als jener. In dem Auge lag noch die ganze Wollust des jungen Ruhms, die Züge waren noch durstig, die Haare noch lang, der Körper bog sich noch geschmeidig, seine ganze geistige Jugend stieg wie damals zu Pferde, als er mit den barfüßigen und barhäuptigen Sanscülotten von Montenotte und Millesimo, die jetzt Schuhe und Narben hatten, wieder nach Italien zog. Die Uniform war ihm weit, es sollte alles erst erfüllt werden, es stand erst Alles auf dem Spiele — und das Fertige ist groß, das Werdende reizend. Wie ein zweifelhaftes arabisches Epos brachten seine Soldaten damals die Geschichte von der Pyramidenschlacht nach Europa, man sah in dämmerndem Sonnenlichte auf der unabsehbaren trocknen Fläche das große Schauspiel, Turbane in endlosen Reihen und blinkende Säbel flogen im Galopp vorüber. „Allah, il Allah," der alte fabelhafte Ruf, klang gespensterartig in das moderne: „Vive la république," — augenlos, stumm sahen von fernem Horizonte die mährchenartigen riesenhohen Spitzsäulen zu, wie ein berittener junger indischer Bramine, der nur Geschichte studirt hat am Ganges, sprach der junge Bonaparte zu seinen Soldaten von den vierzig Jahrhunderten, die von jenen Spitzen ihnen zusähen, man schwieg vor Staunen über all' die wunderbaren Dinge. Die Pestkranken in Jaffa mit ihrem fürchterlichen einsamen Tode drängten sich auch in jene befremdlichen Tableau's, wo blaue und rothe Franzosen unter asiatischer und afri-

kanischer Sonne herumschritten. Wie ein Geist war der junge Held durch den Meeresnebel und Nelson's lauernde Schiffe zurück nach Frankreich geflogen. Man wartete begierig auf den neuen Feldzug, ob denn das Alles wahr sei. Napoleons ganze Herrlichkeit, die man schon zu ahnen anfing, stand auf dem Spiele, und aus Hoffen und Fürchten braut die Welt ihr Interesse.

Von jener glänzendsten Zeit des jungen afrikanischen Napoleon, und von den frühern galloppirenden Siegen bei Lodi, Arcole, Castiglione und all' den Namen, die wie Goldstücke bei tollem glücklichem Glücksspielen über einander stürzten, von jenen fliegenden, brausenden, jähen Thaten des jungen Genies, des olympischen Adlers sang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zusammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäsar in den Kahn bei Brindisi steigt, und den Schiffer im Sturme tröstet: „Du trägst Cäsar und sein Glück." Und es sang von dem emporgesprungenen Weibe Italia, das sich mit offnem Busen dem willkommen schönen Cäsar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptischen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es sang das Lied wunderbar schöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, schwieg Alles und die Schiffer tauchten die Ruder leise und geräuschlos in den See.

Nach einer Weile fragte ich sie leise, ob sie wohl den Napoleon liebten, und wünschten daß er noch gebiete. Oh si Signore, sagten sie, aber er habe doch zwei große Fehler gehabt, erstlich hätten sie zu viel Steuern zahlen, und zweitens alle Soldaten werden müssen. Dabei reichte mir einer die Grammatik, die

er aus dem See gefischt hatte, und erbat sich dafür einige Centesimi.

Wahrlich, es ist eine tief poetische Nation, und die Kerle hatten Köpfe, als kämen sie eben aus dem Senate in Rom! Sie haben eine viel abscheulichere Prosa, als wir in Deutschland, weil sie umringt sind von schönen Veranlassungen. Wir lieben den Napoleon, obwohl er uns mit Füßen getreten, die Italiener hat er wiedergeboren, und sie fürchten ihn nur. Ich will indeß nicht ungerecht sein, und nicht vergessen, daß meine Helden Gardaschiffer, und die meisten Italiener, die ich gesehn, nicht von der vornehmsten Klasse waren. Aber es ist leider Alles, was man in jenem Lande sieht, von niedriger Art, denn offner oder versteckter streckt jeder die Hand nach Geld aus. Man haßt in jenen Gegenden Oesterreich nur wegen des Kopfgeldes und des Tabacks, man liebt noch am meisten Baiern, weil es am wenigsten Steuern verlangt hat. Unsere honorige, intelligente Mittelklasse, die sich zur guten Stunde doch einmal für etwas interessirt, was über Essen und Trinken hinausgeht, existirt gar nicht. Und die höheren Klassen und die strebende Jugend halten sich den Mund zu, und lassen sich nicht sehen oder dürfen sich nicht sehen lassen. Ein Land der kleinen Konspiration hat viel kleine Menschen. Es ist gar zu viel Täuschung in diesem Lande; nur bei Privatangelegenheiten gilt ihnen das Leben nichts, bei öffentlichen Dingen sind sie feig. Der bessere Deutsche macht es doch umgekehrt, er ist humaner, und der Franzose hat privatim und öffentlich alle Taschen voll Kourage. Wahrlich, es glaubt's kein Mensch, wenn er diese bedeutungsvollen Gesichter sieht. Wie ein gefallener Herrscher sah der vor mir sitzende Schiffer aus,

vornehm schaute er auf die Arbeit, als erniedrige er sich durch sie, stolze Züge, große geheimnißvolle Augen, scharfgeschnittner Mund, die edelste Nase, ein krauser dichter Backenbart, eine starke, hohe und schöne Figur schienen der Einband des schönsten Buches zu sein. Und wenn man die Züge auseinander blätterte, so kauerte hinter den gewaltigen Formen eine jämmerliche innere Muthlosigkeit.

Nur die Weiber haben alle Muth, wenigstens zur Liebe, keine weicht einem Gefechte dieser Art aus. Die Männer sind die Schauspieler Europa's, sie führen um's Geld Komödie auf wie Tragödie, Kulissenreißer sind sie auch ohne Geld von Hause aus. Um nichts den entsetzlichsten Spektakel zu machen, das versteht der Italiener vortrefflich. —

Wir legten am jenseitigen Ufer des Sees an, um den Eselsberg zu besteigen. Man geht neben kleinen malitiösen Eseln aufwärts, und hat sich vor ihnen zu hüten: es gibt eine Sorte dummes Volk, was nicht nur dumm, sondern auch brutal ist: wenn sie sich satt gegessen haben, schlagen sie hinten aus. Oben sieht man nichts als ein unbedeutendes Stück Wasserfall, und weiter unten Mist in allen Winkeln. Es waren viel Käfer da und das Volk machte viel Wesens; ich hatte nicht Zeit, mich um das eigentliche Wesen dieser Spelunke zu kümmern; nicht einmal zu einem Hause war Platz da, der steile Fels verengte Alles. Sonst kleben aber an jedem Einbug des Sees die kleinen italienischen Städte wie Schwalbennester, und die fremden Spatze finden überall in Italien ein Plätzchen. —

— Hortensia war im Boote zurückgeblieben, und mir schien's, als habe sie geweint. Ich nahm sie um

den Hals, und fragte sie, was ihr fehle. Sie machte ein sehr ernsthaftes Antlitz und sagte: Du liebst mich nicht! Ich versicherte sie natürlich des Gegentheils, setzte hinzu, daß ich eben nicht viel Zeit hätte wegen der neuen Gegenstände, und wollte sie eben zärtlichst küssen, da stieß der Starost den Kahn ab, und wir purzelten auseinander, sie in die Arme des Schiffers, ich auf den Schooß des Archivarius, der über die masculine Zudringlichkeit sehr ungehalten war. Wir lachten und setzten uns an den Boden des Kahns, und sie lehrte mich Guitarre spielen. Jetzt konnten wir nicht mehr fallen. Es war aber doch sehr zart von den vier Schiffern, daß sie mit dem Abstoßen des Kahns gewartet hatten bis unsre Zärtlichkeitsangelegenheiten geordnet wären — ohne Zuthun des Starost's wären sie nicht abgefahren. Takt für Liebesverhältnisse hat der gemeinste Italiener, er weiß, was sich schickt, wenn man ein Mädchen im Arme hat. —

— Der Tag senkte sich allmählig, und wir steuerten auf hohe, weiße Schlösser zu, die am Ufer des Sees lagen — nach Limone führen sie, sagten die Schiffer. Es waren spanische Schlösser, nämlich terassenförmig abgesetzte weiße Pfeiler, zwischen denen Citronenwäldchen gepflegt wurden, es wohnte Niemand da als ein Gärtner und dichter italienischer Duft der die Sinne befängt. Ich saß mit Hortensia an einem solchen Baume, und wir sahen uns abwechselnd in die Augen, und durch die breiten, stillen Blätter auf den See hinaus, auf welchem der Sonnenuntergang mit ausgestreckten Armen sich gelagert hatte. —

— Plötzlich sprang das Mädchen auf, faßte mich

krampfhaft bei der Hand, und starrte nach der Seite. Es war mir, als sähe ich eine männliche Gestalt hinter einem entfernten Pfeiler. Mit metalloser Stimme sagte sie: „Es ist mein Bruder," und stürzte wie ein Reh die Stufen hinunter. Ich ihr nach, sie erraffte unterwegs den Starost bei der Hand, und riß ihn mit sich in's Boot, ich befolgte diese stumme, praktische Schnelligkeit, und griff nach dem unter Citronen wandelnden Archivarius. Der Aufseher trat mir in den Weg, eine discrezione erheischend; ich hatte kein kleines Geld und gab ihm, was mir in die Hand kam. Die allzu große Gabe wollte ich aber doch gut haushälterisch ausbeuten, es fehlten mir nur die italienischen Worte. Ich wußte nichts als rückwärts zu deuten, von wo wir Jemand die Treppen heruntereilen hörten und „No — no — no!" zu sagen. Er nickte mit dem Kopfe und eilte zurück; wir fuhren ab. Bald hörten wir einen heftigen Wortwechsel — oh, questa voce! rief Hortensia und verbarg ihr Haupt in den Schooß. Der pfiffige Italiener hatte mich verstanden und bezeigte sich dankbar so weit wir ihn hören konnten. Auf längeres Zuthun von seiner Seite war nicht zu rechnen, der Starost mußte also unsern Leuten kund thun, daß wir nicht eingeholt werden dürften. In diesem Lande, wo jeder Nachbar den Nachbar betrügt, wo die Intrigue überall zu sehen ist, wie bei uns die Polizei, fällt das nicht auf — sie nickten mit den Köpfen, drückten die Ruder tiefer und flacher in's Wasser, und warfen, ohne ein Wort zu wechseln, den Kahn in eine andere Bahn, als wollten wir gegenüber vor den spanischen Schlössern landen.

Der Abend kam uns zu Hülfe und legte sich sanft

wie ein sammtner Mantel über den See. Hortensia war todtenstill und sah scharf nach der Richtung von Limone hin, der Archivarius sang leise ein deutsches Lied, es ward so heimlich und wohnlich in meinem Herzen, daß ich mich nach freundschaftlichem Besuche sehnte. Da kamen aus den Wipfeln der Citronenbäume alle die Weiber, die ich je geliebt, über den See gerauscht und setzten sich mir auf die Schultern und auf die Westen und Rockflügel, und jede flüsterte die süßen Dinge, welche wir einander gesagt hatten, und jede flüsterte sie mit dem Anfluge ihres Dialekts, die eine norddeutsch, die andere süddeutsch ꝛc. Es war ein Flüstern und Kosen wie beim Thurmbau zu Babel, und es war mir so menschenfreundlich, so mahometssüß um's Herz, daß ich's nicht anders bezeichnen kann, als mit den Worten: Es war sehr hübsch.

Unterdeß fiel die Dunkelheit wie ein Nebel in's Wasser, und die klare Nacht erhob sich, und öffnete ihre goldsilbernen Augen, und der See schloß sich und streckte die Wellen zum Schlaf wie nach vollbrachtem Tagewerke.

Das sind die Augenblicke, wo sich aus nahen und fernen Landen Alles um den Menschen versammelt, was je eines seiner besten Gefühle getroffen hat. Die Helden der Geschichte ziehn vorüber, und das geschieht immer nur des Nachts, denn nur des Nachts erscheinen Geister. Selbst die größten Geister des Tages werden erst gesehen, wenn es Nacht wird. Die kleinen menschlichen Geliebten hatten sich bis zum Unsichtbaren zusammengekauert, sie sind Kinder des liebenswürdigsten Taktes und wollten das große Tableau, was sich eben auf dem Wasser aufstellte, nicht stören. Wie

Schattenbilder in der Luft zogen die alten Römer vorüber, kein menschlicher Ausdruck des Leides oder der Freude war in ihnen zu sehn, sie waren nie Menschen, sondern sind immer Soldaten gewesen.

Ich kenne wahrhaftig nur aus der schon verfälschten Zeit des heuchlerischen Augustus, des großen Ahnherrn Ludwig Philipps, einen Römer, der auch ein Mensch war. Dieser Mensch heißt Properz, und hat seine Menschlichkeit in Elegieen niedergelegt. August geht nach Kleinasien und Properz soll mitgehn, um unsterbliche Lorbeeren zu sammeln. Er hat aber eben einen Feldzug mit den schönsten römischen Mädchen eröffnet, und geht nicht nach Kleinasien. Als August zurückkömmt, und einen pomphaften Triumphzug in Rom hält, da steht Properz mit seinem Mädchen vor der Thür, und lächelt sehr über den bei ihm vorüberziehenden Imperator mit all' seiner asiatischen Pracht und Herrlichkeit, und erzählt ihm seine Schlachten und Siege, in denen Rom Rom sich unterworfen.

Ganz hinten auf dem See lagen die Cimbern und Teutonen und schmaus'ten, und ich sah es mit an, wie die römische Klugheit unterdeß sie berückte, und die Römer waren eherne Aristokraten, und die Cimbern und Teutonen waren deutsche Stämme. Das Essen und Trinken war von jeher bei den Deutschen die Hauptsache. Ich drückte die Augen zu, und als ich sie wieder öffnete, sah ich die römischen Thier- und Menschenhetzer unter den Kaisern, und die langen germanischen Barbaren, welche den römischen Thron einrissen, und die Langbärte, die Longobarden, die über das Ufer herüberkamen. Und all diesen Gewinn, dieses Mark sah ich hinschwinden vor der römischen

Klugheit. Mit ein wenig wohlriechendem Rauch, einem Bischen Musik und Lirum = Larum = Löffelstiel wurde Alles wieder genommen. Ich lobe mir die Päpste, und ich sah ein, daß die Klugheit das Beste sei für die Völker. Der Archivarius sang den letzten Vers seines deutschen Liedes. Plötzlich sprang Hortensia auf, hielt ihm den Mund zu, schlug den nächsten Schiffer auf die Schulter, und wies nach Limone hin. Der Schiffer schliff seine Augen, legte sich mit dem Ohr über Bord bis dicht an die Wasserfläche, nickte mit dem Kopfe, gab den Gefährten ein Zeichen, und warf den Kahn auf eine andere Seite. Ich sah und hörte nichts. Mit Blitzesschnelle fuhren wir eine Strecke in andrer Richtung, und hielten plötzlich ganz inne. Kein Mensch regte sich, ich konnt' es hören, wie hinten der Starost, der wie ein Corsar ausgestreckt im Boote lag, den Dampf aus seiner Pfeife stieß. Allmählig schien es auch mir, als hörte ich leise Ruderschläge, mit Hülfe des Glases gewahrte ich ein Boot, was in einiger Entfernung von uns ganz in unsrer frühern Richtung mit aufgespanntem Segel vorüberstrich. Wir bückten uns alle, um den Umriß über dem Wasser so unbedeutend als möglich zu machen. Schon glaubten wir den Feind vorüber, Hortensia hielt sich krampfhaft an meinem Arme fest, da verschwand auf einmal das Segel, und unsre Schiffer fingen aus Leibeskräften an zu rudern. Wir waren entdeckt, das uns verfolgende Boot hatte umgelenkt und kam hinter uns drein. Der Verfolger näherte sich trotz unsrer Schnelligkeit, und die Schiffer sagten, er müsse fünf Ruder haben. Nur ein Ruder fand sich noch in unserm Boote, ich ergriff's und arbeitete nach Kräften. Hortensia küßte mich mit kaltem

Munde dafür, und nahm meinen Reisestock und half auch rudern. Es war umsonst — das Boot kam immer näher. Ich zog meinen Reiserock aus, Hortensia bekleidete sich damit, und knöpfte ihn bis oben zu, setzte sich meine Mütze auf, legte sich das Gesicht in den Arm, und lagerte sich zum Schlaf zurecht. Alles geschah, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Bei italienischen Schiffern bedarf's aber keines Worts, sie verstanden Alles und ließen nach mit heftigem Rudern. Ich begann mit dem Archivarius das Duett: „Bei Männern welche Liebe fühlen, fehlt die Kourage nimmermehr," und erwartete den Feind. Ueber die verrätherischen Füße Hortensiens warf der Doctor seinen Schlafrock. Das Boot braus'te heran. Der Aufseher von Limone, den ich so reichlich beschenkt hatte, war der fünfte Ruderer, ein ächter Italiener, der eine neue discrezione verdienen wollte. Hortensiens Bruder war der sechste Mann, und schon hielt ich unsere Mannschaft triumphirend für überlegen an Zahl, als plötzlich im feindlichen Boote noch ein langer bärtiger Kerl sich aufrichtete. „Machen Sie Ihren Reisesack auf, Herr Starost, und setzen sie Kupferhütchen auf Ihre Terzerole, antworten Sie so grob, als Ihr Gedächtniß Worte auftreiben kann."

Der Citronenaufseher griff an unser Boot, um zu entern, mein Stock fiel blitzschnell auf seine Hand und heulend zog er sie zurück. Hortensiens Bruder und der bärtige Kerl machten Anstalt in unsern Kahn zu springen. Ich stellte mich jenem, der Doktor diesem entgegen. Das Handgemenge ward allgemein, da der Citronenaufseher jetzt gegen den Starost ansetzte; nur die Schiffer hielten sich auf beiden Kähnen völlig neutral, wie bloß weiter leitende Elemente. — Da

brannte plötzlich der Starost seine zwei Schüsse los, und mit einem Ruck war die Scene geändert, die Schiffer beider Boote duckten sich, und stießen die Kähne auseinander. Hortensiens Bruder und ich schwankten einen Augenblick über den See; — wir stürzten beide hinein.

Ich sank tief, eh ich in meiner halben Sinnenlosigkeit zu den Schwimmoperationen Anstalt machte. Mit Hast drückte ich mich an die Luft hinauf, denn ich hatte, kurz vorher nahe am Ersticktwerden, keinen Athem zuzusetzen. Es war finster und leer, tohu wabohu, als ich Athem schöpfte, nichts zu sehen, nichts zu hören, und ich war so total verworren, daß ich auch keine Richtung unterschied, ich konnte eben so gut den See der Länge nach hinunter schwimmen, statt nach einem Ufer hin. Matt und erschöpft war ich bereits, meine Lage glich der eines Verlornen. Ich sah mich nach dem Himmelswagen um, der am westlichen Horizonte steht, ich horchte, ob Hortensiens Bruder nicht darin schwimme, die entgegengesetzte Richtung müßte ja die meine sein. Es schien mir, als hörte ich ein fernes, leises Plätschern. Der See war sehr schön, und das Wasser war lind und lau, aber es war eine gefährliche Schönheit; ich wünschte in einem schmalen deutschen Teiche zu sein, die Müllerstube mit dem warmen Ofen und der pausbäckigen, behäbigen Wirthin in der Nähe. Was halfen mir jetzt die Citronenwälder! Da kam dem Starost der glücklichste Gedanke, er schoß sein Pistol ab, und ich warf mich lustig in die Wellen hinein. Bald hört' ich sie mir entgegen kommen, bald lag ich wie ein nasser Robbe in der Barke.

37.

Malcesini.

Glücklicherweise war mein Mantelsack auf dem Boote, ich kleidete mich in Eile um, die Schiffer lachten still, der Archivarius und der Starost stellten sich vor Hortensien und lachten ebenfalls.

Unsere Feinde hatten gar keine Kriegserklärung für nöthig erachtet, man hatte sich auf gar keine Fragen und Erörterungen eingelassen, es war römisch hergegangen. Wir wußten nicht, ob Hortensia erkannt worden, ob ihr Bruder ersoffen sei. Einem lebhaften Angriffe und Widerstande weicht der Italiener aus. Unsre Schiffer legten bei Malcesini an; dort wollten wir einige Stunden schlafen und vor Anbruch des Morgens weiter fahren. Mit einigen Flüchen und Demonstrationen durch Stock und Faust wurde der Schwarm Gesindels vertrieben, der sich überall wo Fremde ankommen an diese hängt und auf das

Gepäck stürzt. Es war wenig Licht in dem kleinen Orte zu sehn, und er bot einen unheimlichen italienischen Anblick dar. Hortensia hing sich beim Aussteigen innig an mich, und als ich sie auf's Auge küßte, küßte ich eine thränenfeuchte Wimper. Ich fragte sie, was ihr fehle, sie schüttelte den Kopf „niente, mio Tedesco," und drückte mir einen heißen Kuß auf die Lippen. Da ging sie von mir und machte sich mit dem Gepäck zu schaffen.

Als wir mit einer geschwätzigen Wirthin, die halb hübsch, halb garstig war, Zimmer, Betten und Speisen behandelt hatten und uns häuslich einrichten wollten, ward Hortensia vermißt. Wir liefen an den See, wir suchten an allen Ecken und Enden und schickten Boten aus — umsonst, sie war nicht aufzufinden. Ein Boot war nicht gelandet, vom See her konnte ihr nichts begegnet sein; es blieb nichts übrig, als sich in des wunderlichen Mädchens Thun zu ergeben.

Es war Alles so mährchenartig hergegangen, seit ich das Mädchen getroffen, daß ich jetzt nachdenklich an dem großen Tische unsers Zimmers saß und den Archivarius fragte, ob denn das Alles wirklich passirt sei. Er lächelte und sprach: In Italien kann Alles passiren.

Ich fragte unsre zweifelhafte Wirthin, was sie zur Hortensia meine. Sie lächelte wie eine deutsche Soubrette, machte mir ein Kompliment, warf mir einen verrätherischen Blick und hüpfte, ohne Antwort zu geben, hinaus.

Der Starost öffnete einen kleinen Balkon, der auf den See hinausführte — es war eine rabenschwarze Nacht draußen, trotz dem, daß die Sterne am Himmel glühten, und es war todtenstill. Ich saß unbe-

weglich an meinem Tische und dachte fortwährend: das also ist Italien!

Da erhub sich plötzlich draußen ein Geschrei, was durch seine Regelmäßigkeit den Charakter eines Gesanges annahm. Es war ein Ständchen; in Deutschland hätten wir's anfänglich für Feuerlärm gehalten, und die Ansicht wäre freilich nicht ganz falsch gewesen. Es mußte entsetzlich brennen bei dem Burschen, denn er schrie wie ein Zahnbrecher und sang wenigstens fünfzehn bis zwanzig Strophen in einem Strich, nach ein und derselben Recitativ-Melodie herunter. Sie haben in Italien Alle Stimmen wie die Hähne, und wenn er gegen Ende der Strophe ein Wenig erschöpft war, so fing er doch die neue stets wieder mit einer Vehemenz an, daß ich noch bei der zwanzigsten davor erschrak und mich vor dem nächsten Anfange fürchtete.

Ich habe noch niemals einen sanften Trieb wie die Liebe so entschlossen um Hilfe rufen hören. Alles war todtenstill, nur der arme verliebte Teufel schrie seine Litanei; es hätte ein Stern herunter fallen mögen.

Wenn man im September oder Oktober durch einen großen, flüsternden deutschen Wald fährt, da hört man den Hirsch sein Ständchen brüllen just wie diesen Italiener, und es ist lebensgefährlich, ihm nahe zu kommen.

Wir schlossen den Balkon und kletterten auf das himmelhohe Bett, welches in ununterbrochner Breite ein Drittheil der Wand einnahm, und uns Dreien überflüssigen Raum gewährte.

Aus süßen italienischen Träumen weckten uns die Schiffer. Wir wollten noch in der Morgenfrühe den

See entlang fahren, und wenn die Sonne im Mittag stünde, bereits zu Verona im kühlen Schatten ein schönes Mädchen küssen, von dessen liebenswürdigen Zügen wir jetzt noch keine Ahnung hatten.

Malcesini lag noch tief in seinen nächtlichen Dekken. Die Engländer machen viel schöne Stahlstiche und stellen oft einen kleinen Hafen dar mit einigen kecken Häusern und kecken Piraten — so ist mir Malcesini erschienen in seiner Nachtruhe.

Das Wasser des Sees war warm wie ein schlafendes Mädchen, die Sterne waren lebendiger geworden, die Luft schlief regungslos. Das Schifflein flog rasch in den dunkeln See hinaus. Ich dachte sehr ernsthafte und schöne Dinge, habe sie aber vergessen. Eins weiß ich nur noch: ich beschäftigte mich lebhaft mit Erfindung eines neuen Sonnensystems. Der Mittelpunkt desselben sollte aber nicht mehr eine gelbe Sonne sein, welcher man nicht in die Augen sehen könnte, sondern eine weiß und rothe mit zauberischen Augen, um welche alle Planeten und Kometen kreisen und schweifen müßten.

Ich lag meiner ganzen Länge nach auf dem Rükken im Schiffe und sah in die Sterne. Wir sprachen über dies und jenes, das heißt die Sterne und ich, wir machten Gedichte mit einander und sagten uns gegenseitig Schmeicheleien. Die Sterne lassen sich Viel gefallen, sie sind das Volk des Himmels, und das Volk ist überall Volk. Wenn die Sonne, ihre Königin, nicht da ist, da regiert der Vicekönig, Signor Mond, und wenn auch der spazieren geht, da haben sie Freiheit und Gleichgültigkeit, und dabei ist's so dunkel, daß Eins über das Andre fällt. Da spreizen sich die mediatisirten Fürsten des Himmels, der

Sirius, die erlauchte Familie des Siebengestirns, die Kassiopeja, der Hund, und wie die willkührlichen Bilder weiter heißen. Die bürgerlichen und schlecht adligen Talente thun sich zusammen als Milchstraße und sprechen und schimmern allerlei. —

Da flogen graue Blitze über den Himmel; furchtsam traten die Sterne zurück. Und die Blitze wurden heller, und mit ihnen flog der Morgensonnenwind über die Berge des Ufers, die Sterne wichen weiter und weiter, und die Schiffer spannten das Segel auf und brauchten nicht mehr zu rudern — die Kraft des Tags regiert, der Tag kam vor der Sonne hergeflogen.

Freilich wurde es plötzlich kalt und als ein Schiffer sah, daß ich am meisten dabei fror, warf er mir seinen braunen Mantel zu und sagte resignirt: er sei's gewohnt.

Der See öffnete sich eben in stolzer Breite nach dem Süden hinunter, und die ernsthaften Rinaldini-Ufer des nördlichen Sees wurden weich und rund, und verloren sich weiter unten in die Fläche der Lombardei, nach Peschiera und Verona hinab. Die Isola bella — denn eine solche hat jeder italienische See — sprang wie ein Garten der Armide aus dem Gewässer und es leuchtete aus der Ferne von ihr her wie weiße Schlösser leuchten, hinter deren Säulen schöne Nympfen tanzen. Die Augen Jean Pauls blitzten mir von den Zinnen entgegen, und ich sah den Titan die hohen Treppen auf und niedersteigen und in den wollüstigen Gebüschen verschwinden.

Das Schifflein trieb um das Vorgebirge unsrer guten Hoffnung, die Schiffer nannten es die Spitze des heiligen Vigilio. Der gute steinerne Alte steht

hier am Eingange in den engeren Garda, und weiß gewiß nicht weshalb. Ich will nicht dafür einstehn, aber es war mir, als trüge er einen Henri quatre, ein Schutzpatron der Wachsamkeit kommt den Italienern sehr ungelegen und genießt wenig Aestimation, unsere Schiffer nahmen nicht einmal die Mützen vor ihm ab. —

— Aber eine alte verfallende Kirche hinter ihm von gutem Stein, und weiter am Ufer hin, das immer ergiebiger und gefälliger wurde, weiche, sammtne Olivenwäldchen, eine glänzende Morgensonne, ein dampfender See und in der Fensterblende ein Mensch, der über uns her den See entlang blickt — mußte mir's nicht einfallen, wie das Alles ein Goethe'sches Gedicht sei; ich hörte die Worte in dem Wellenschlage.

In Deutschland ist Goethe gestorben, aber in Italien saß er vielleicht in der Fensterblende der alten Kirche Vigilio am Vorgebirge des Garda. Es war ein schöner katholischer Sonntag, der mit der schönsten Sonne auf Italien herunterfiel. Der Mann da oben war gewiß — er regte sich nicht und es war zu weit, um genau zu sehn. Ich ließ die Schiffer halten und sang mit lauter Stimme:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?"

„Blühn" antwortete das Echo, und der Starost sagte, der Mann ob St. Vigilio habe mit dem Kopfe genickt.

Ich glaub's, ich glaub's, er ist hier gut bekannt: hier am Garda hat er seine Iphigenia geschrieben, und da ihn die Leute noch immer nicht genug kennen, so will ich beim Garda sein Leben schreiben, wie es

mir im Sinne ruht. Das Leben Wolfgang Goethes ist zwar keine Novelle aber ein Roman.

Drüben in Malcesini hat man ihn einmal beim Zeichnen der Landschaft verhaften wollen, da hat er das einzige Mal in seinem Leben das Volk haranguirt, wie Ariost die Räuber. Ich hätt' es wohl sehen mögen.

38.

Goethe.

Wenn ein Deutscher nach Italien reis't, so denkt er an Goethe. Es hat noch kein Schriftsteller das Land so treu geschildert als er, er hat es portraitirt. Goethe war das größte historische Talent was wir besessen haben, seine Augen waren so unbefangen, wie das Sonnenlicht: er sah nicht mehr und nicht weniger als da war, und in diesen Augen beruht seine Größe, wenn er Geschichte oder Reise schreibt. Die Gelehrten nennen solche Augen Objektivität.

Goethe ist für den Deutschen ein Stück Italien, und da er hier am Gardasee gesessen und über seine Iphigenia nachgedacht hat, sc darf ich nicht am San Vigilio vorüberfahren, ohne Goethes Namen in mein Buch zu schreiben. Nebenbei glaub' ich wie die Römer an heidnische Winke und Vorbedeutungen: ich war kaum vom Wagen gestiegen, welcher mich aus

Italien wieder nach Leipzig gebracht hatte, da begegnete mir mein Herr Verleger und sagte, es wäre gut, daß ich wieder da wäre, ich müßte sogleich eine Lebensbeschreibung Goethes aufsetzen, er brauchte sie nothwendig und der Druck warte schon vierzehn Tage auf mich. — Das schien mir der Finger Gottes, nach Italien ein Kapitel Goethe zu verlegen, zumal meine Reisenovellen deutsch geschrieben sind; denn Goethes Leben ist die wichtigste Novelle der deutschen Literatur.

Ich habe Goethe nie geliebt, selbst dann nicht, als ich es einsah, daß er unser größter Dichter sei. Es geht ein egoistischer Zug durch sein Gesicht und sein Leben, welcher für mein Herz die Liebe ausschließt, mag es auch, wie Heine sagt, der egoistische Zug um den Mund des Jupiter sein. Ich habe auch den Jupiter nie geliebt.

Als die bürgerliche Entrüstung losbrach über unsre Hofpoeten, als man mit donnernder Stimme all' unsre poetischen Schläfer aus ihren faulen Sorgenstühlen aufschreckte und sie daran erinnerte, über dem feisten Mittagstische nicht die wenigen Interessen und Güter der Menschheit zu vernachlässigen, Notiz davon zu nehmen, wie es in der wirklichen Welt aussähe; als Ludwig Börne anfing, die langen Sündenzettel der deutschen Autoren zu veröffentlichen, da kreischte auch ich mit gegen den Geheimenrath Wolfgang von Goethe. Er hat nie etwas von jener humanen, schönen Begeisterung empfunden, mit welcher die besten Menschen der Weltgeschichte gestorben sind.

Und seine Partei, welche man in der deutschen Geschichte Koraxe nennt, war ganz geeignet, diesen Zorn zu steigern. Oft ausgezeichnet durch feine Bildung, kultivirten Geschmack, war sie doch immer eine

thatlose Gesellschaft, arm an energischem Genie, an gewaltiger, überwältigender Kraft. Mit einer Art kleinlicher Sorgfalt und Aengstlichkeit schaarten sie sich um ihn in jenen für sie so drangvollen Jahren, und die kompromittirtesten Bürger unsers Vaterlandes gehörten zu ihnen. Sie gaben der Poesie das Ansehn, als sei sie nur ein Spielzeug des Despotismus.

So geschah's, daß eine förmlich fanatische Verfolgung hereinbrach über alles Goethe'sche Wesen, daß man lange vor seinem Tode sagte, er sei gestorben; daß man den achtzigjährigen Greis mit unbändigen Schimpfnamen belegte, ja daß man Häckerling über das Grab des großen Todten warf. Die Nachricht seines Todes, die zehn Jahre früher wie ein Donnerschlag über Deutschland hingerollt wäre, schlich leise durch die Städte, und nur die officiellen Blätter und die Goethe'schen Beamten erhoben eine verworrene Todtenklage. Ich habe damals die fatalen Worte gehört: Wieder ein herzloser Aristokrat weniger! Die wilde Jugend rief sogar den Fluch des Vaterlandes auf seine Asche herab, und klagte ihn des einem Dichter unnatürlichsten Verbrechens an, die freie Volksentwickelung aufgehalten, die Knechtschaft besungen zu haben. —

Dabei bin ich schweigend zurückgetreten, und ich protestire hiermit feierlichst gegen solche Weltgeschichte des Augenblicks. Wolfgang Goethe hat einen so weisen Blick in die Dinge zwischen Himmel und Erde gehabt, und seine Worte über das, was er gesehen, sind so tief in das Innre unsrer Nation gedrungen, daß er das deutsche Wesen mehr als tausend Andre fortgebildet hat. Seine Poesie ist so wahr und ächt, wie das unzweifelhafte Gold in der Erde Schooß —

laßt uns anhalten, wenn wir auf dem historischen Wege an seinen Namen kommen. Nicht von heut zu morgen gehen die wichtigsten Saamenkörner auf — es werden noch Blumen und Bäume seines Geistes und Herzens aus der Erde wachsen, wenn die Stätte nicht mehr zu finden sein wird, wo man seinen Sterbetag in Stein gegraben hat.

Unser Zorn war gerecht, ich werde mich seiner niemals schämen, und er hindert mich heute noch, den weimarischen Todten zu lieben. Aber man soll den Zorn, auch den gerechten Zorn einer Epoche nimmer aufzeichnen als einen welthistorischen Haß.

Goethe ist wie eine Geschichtsperiode nicht nach Einzelheiten zu beurtheilen, sondern als ein sich entwickelndes Ganze. Man wird alsdann nicht leicht die innere Nothwendigkeit seines Wesens erkennen, sein Leben schuf seine Werke, und nicht diese allein, sondern seine Werke und sein Leben bilden seine Geschichte.

Und Goethes Leben ist eine welthistorische Reisenovelle.

Goethe nützte der Menschheit schon als er todt auf die Welt kam. Weil es von Ungeschicklichkeit der Hebamme herrührte, so wurde sogleich ein Hebammenunterricht in Frankfurt eingerichtet. Er ward in Behaglichkeit aufgezogen, und diese ist ihm denn auch nie untreu geworden. Sein Vater, der Schultheiß von Frankfurt, ein sich fühlender, bürgerlich deutscher freier Reichsbürger, ein Mann von lakonisch ernstem Pedantismus mit großer Lern- und Lehrbegierde, sorgte mit großer Gewissenhaftigkeit für alle Studienanfänge des Knaben. Die Mutter, ein höchst liebes Wesen, war die Morgenröthe seines Glücks,

sie pflegte ihn mit heitrer Sinnigkeit und poetischer Mutterliebe. Alles Zarte und Weiche, Alles Bestechende seines Wesens ist ihm aus den lieben Augen und Lippen seiner Mutter gekommen. Die Großmutter schenkte ihm ein Puppenspiel, und mit seiner zärtlichen Schwester Cornelia führt er seine ersten knabenhaften dramatischen Einfälle auf. Homer mit den langen Helden erfreut ihn sehr, er opfert seinem Gotte an einem frühen Morgen Räucherkerzen, die er mit seinem Brennglase anzündet, lies't Mährchen und alte Geschichten, kurz führt ein sinniges träumerisches Knabenleben hinter den heitern Gärten Frankfurts. Bei seiner Tante, die einen Materialladen besitzt, kuckt er neugierig in Kasten und Schübe, und fragt und flüstert in allen Winkeln herum, bis ihn die Schwester an's Fenster ruft und sie neugierig hineinsehn in die bunte, vorüberwogende Menschenmasse, vorzüglich zur Zeit der Messen. Er lies't und lernt die deutschen Poeten und plappert sie her wie ein Vogel, dem man die Zunge gelös't, ja er trägt schon Verlangen, solche zu lesen, die der Vater ausschließt. Dieser liebte zum Beispiel Klopstock nicht, weil er ungereimt geschrieben, aber durch Vermittelung der Mutter kam er dem Wolfgang doch in die Hände, und die zartesten und heftigsten Stellen wurden nun auswendig gelernt. Aber eines Sonnabend Abends, als Goethes Vater sich eben einseifen ließ, um zum morgigen Kirchgange fein rasirt zu sein, saß der kleine Wolfgang mit Cornelien hinter dem Ofen, und sie wisperten mit einander die wilde Scene zwischen Adramelech und dem Satan. Sie werden dramatisch hitzig, lauter, bei einem wilden Wort erschrickt der Barbier und übergießt den Papa Goethe. Auf-

stand, Untersuchung, neue Verbannung Klopstocks. Da bricht der siebenjährige Krieg aus und bringt neue Beschäftigung, neue Neigungen. Der Graf von Thorane, Lieutenant du roi, ein großer Freund der Künste, wohnt im Goetheschen Hause. Es werden Maler beschäftigt, der kleine Wolfgang interessirt sich sehr dafür, gibt vorlaut einige Sujets an, verräth Geschmack, lernt französisch und beginnt viel andre Sprachen mit großer Leichtigkeit. Um sich dies bequemer zu machen, schreibt er ein Stück, worin sieben Geschwister in sieben Sprachen mit einander reden. Das französische Theater nimmt seine ganze Aufmerksamkeit auf's Lebhafteste in Anspruch, er macht Bekanntschaft mit einem dabei betheiligten Knaben, kriecht hinter den Kulissen herum, fängt die erste, sehr kurze Liebschaft mit des Knaben Schwester an, und erträgt geduldig den Unwillen des Papa, der seinen täglichen Besuch des französischen Schauspiels höchlich mißbilligt. Wolfgang will ihn versöhnen, und schreibt ein französisch Stückchen, in dem lauter mythologische-ovidische Figuren aufmarschiren, und was er dem Vater sauber abgeschrieben übergiebt. Die Franzosen machen es ihm gewaltig herunter, und er studirt deshalb eifrig „Corneille" über die Einheiten, Moliere und Racine. Die Lust hebräisch zu lernen führt ihn in die kühle Bibliothek zum Rektor Albrecht im Barfüßerkloster. Dort sitzt er in den Sommerabenden bis es dunkel wird über einer englisch glossirten Bibel, Moses mit dem Morgenlande ziehen ihm durch den kleinen Kopf und er diktirt ihm schon so früh eine Geschichte Josephs. Der Vater erhält damit den ersten Quartband. Wolfgang bezeigt sich auch dadurch artig, daß er Sonntags in die Kirche geht, und die ganze Predigt nach-

schreibt. Diese Beschäftigung wird ihm indessen bald langweilig. Ein wichtiges Ereigniß stört ihn später auf: die Krönung Josephs II., aber die Bekanntschaft mit Gretchen geht ihm bald über Krönung und Kaiser; stürmisch und völlig dringt die Liebe in den fünfzehnjährigen Knaben. Hart trennen ihn die Eltern von dem niedriger gebornen Gretchen, eine stürmische Verzweiflung bemächtigt sich seiner, er wird krank. Eine traurige Oede dünkt ihm nach halber Genesung seine Vaterstadt, kaum tröstet ihn seine mitfühlende Schwester. Auf Drängen seines Vaters nimmt er wieder seine juristischen Studien vor, und geht Michaelis 1765 auf die Universität Leipzig. Nur halb hergestellt betrat er die Stadt, und noch zerrütteter verließ er sie später. Aus der Feuerkugel am Neumarkt, wo er wohnte, geht er Anfangs regelmäßig in die Collegien, da ihm Böhme große Angst vor der Schwierigkeit des juristischen Studiums beigebracht hatte, bald aber sieht er den hohlen Pedantismus ein, seinen gesunden Sinn ekeln die leeren Förmlichkeiten der akademischen Wissenschaftlichkeit an, er geht zu Madame Böhme und lies't ihr Gedichte vor. Sie verleidet ihm den Gottsched, und andre weibliche Bekanntschaften verleiden ihm seinen reichsbürgerlichen zierlich steifen Frankfurter Anzug. Sein Vater pflegte zu seinen Bedienten nur Schneider zu nehmen, damit sie die nöthigen Kleidungsstücke mit anfertigen könnten. Mit dem Werke eines solchen Bedienten, mit dem übervollen oberdeutschen Dialekte, den Mund voll Gleichnissen und sprüchwörtlichen Redensarten ging er denn anfänglich, ein hübscher kleiner Philister, in Leipzig umher. Beim Hofrath Ludwig aß er zu Mittag in Gesellschaft von Botanikern und Medizi-

nern, diese neuen Gegenstände des Gesprächs gaben ihm eine Art neuer Anregung, da ihm die Poesie eben nicht die mindeste gewährte. Der gute leere Gellert war ihm bald fade, das steife Allongen-Paradepferd Gottsched, bei dem er eine höchst burleske Audienz hatte, machte ihn lachen — er verzweifelte an all diesen Dingen und verbrannte an einem schönen Mittage all' seinen derartigen Vorrath. Sein Landsmann Schlosser richtet ihn ein Wenig auf, und es bildet sich allmählig eine literarische Mittagstafel. Noch weiß er aber immer nicht, wie Poesie eigentlich beschaffen sein solle, der leere Schwulst, die pomphafte leere Steifheit widern ihn an, nur die eben mehr und mehr aufkommenden englischen Muster führten ihn zu einigen halben Ansichten, daß man koncisser, gedrängter werden müsse. Der kursirenden französischen Form weiß er sich aber doch nicht zu entäußern, nur bemerkt man eine gewisse feine Ironie, die wie ein unruhiges Kätzchen über den glatten Boden hin und her fährt in den Sachen, die er damals schrieb. In dem Hause, wo er aß, hatte er nämlich eine kleine Liebesgeschichte mit Annetten begonnen, seine Laune war aber meist so unerquicklich, seine fortwährende Eifersucht so lästig, daß sich das Mädchen von ihm abwendet und trotz vieler Versuche nicht wieder zu gewinnen ist. Bald darauf hatte sich Goethe in ein sehr muntres, rasch wechselndes Leben gestürzt, er war ein Wenig lüderlich geworden, und als Bekenntnisse jener Verhältnisse war „die Laune des Verliebten," waren „die Mitschuldigen" und manche Gedichte entstanden, welche in oben erwähnter Form sich bewegten. Er fand noch keine Regel und schrieb und dichtete Zustände. Mit Berisch, einem seiner Genossen,

verlegte er sich jetzt auf satyrische Possen, verspottet den Professor Clodius und manchen Andern in leichten muntern Versen, und wird nur plötzlich durch Oesers Zeichnenstunden auf ein andres Terrain gebracht. Er studirt viel über bildende Kunst, lies't Lessings Laokoon mit dem größten Interesse, reis't mit der gelben Kutsche nach Dresden und beschäftigt sich lebhaft mit Kunst und Kunstinteressen. Er ätzt Kupferstiche und athmet dabei viel schädliche Dünste ein, lebt unregelmäßig, trinkt viel Kaffee und starkes Merseburger Bier — wird melancholisch und bekommt eines Nachts den Blutsturz. Nur halb geheilt, an Leib und Seele krank, kommt er nach Frankfurt, und schwankt eine Zeitlang ziemlich elend dort herum. In seinem väterlichen Hause war ein stilles, gottseliges Leben, die Familie neigt sich zu den sogenannten „Stillen im Lande." Das wirkte wie Dämmerung auf Goethe, er kränkelte trübsinnig fort und macht in dieser Stimmung die Bekanntschaft des mystischen Fräuleins von Klettenberg, der wärmsten Freundin seiner Mutter. Auch sie kränkelte und badete sich in Frömmigkeit, und aus ihren Unterhaltungen und Briefen sind „die Bekenntnisse einer schönen Seele" entstanden. Diese ganze Richtung führt ihn auf das Studium chemischer, alchymistischer Werke. Auf seinem Giebelzimmer errichtet er ein Laboratorium und liegt über Wellings opus mago-cabalisticum, über dem Paracelsus. Als er sich zur Kirchen- und Ketzergeschichte Arnold's wendet, ist er schon ein Wenig geläuterter, die Ketzer interessiren ihn schon am meisten. Auf dem mystischen Grunde seines jetzigen Wesens baut er sich ein wunderliches neu-platonisches Wohngebäude auf, mit Säulen und Schnörkeln der heiligen Kabbala verziert. Der junge Student lebt

wie ein ägyptischer Priester, der sich für die Wüste vorbereitet. Beim Verbrennen der Ketzer kommt er auch auf das Verbrennen seiner Manuskripte und außer der „Laune des Verliebten" und den „Mitschuldigen" verkohlt das Meiste. Aus der Kabbalistik windet er sich aber doch allmählig heraus bis zum rein wissenschaftlichen Studium des Boerhave. Sein Vater hatte indeß immer den Juristen im Auge, er will seinen Sohn als wohlbestallten Rathsherrn sehn, und Wolfgang Goethe wird nach Straßburg gesendet. Hier erneuert sich denn wieder die ganze französische Einwirkung, welche so durchaus an Goethe zu finden ist. Seine Tischnachbarn sind wiederum Mediziner, er hört Collegien über Chemie und Anatomie, ja besucht sogar die Klinik und versäumt die Jurisprudenz ganz. Auch für seine halbgläubige Richtung findet er in Jung-Stilling einen Repräsentanten. Still ruhen die Künste in ihm, bis er eines Tages an der Treppe des Gasthofs zum Geist einen schwarz gekleideten Mann trifft, den er zu kennen glaubt und anredet. Ein langer seidner Mantel war hinten in die Taschen gesteckt, das Haar war fein gepudert, unter der hohen Stirn und den starken schwarzen Brauen sahen kohlschwarze Augen weit hervor, über die angenehmen Lippen sprangen scharfe, spitze Worte. Goethe hat sich nicht geirrt, es war Herder, und obwohl ihn dieser vielfach maltraitirt, so ist er doch von wesentlicher Einwirkung auf ihn geworden, hat viel Pedantisches aus dem Sohne von Goethes Vater herausgetrieben, und sein inneres frisches Leben aufgeregt. Herder litt damals sehr an den Augen, und war überhaupt auch sonst ein Mann der Bewegungskultur, der dem betrachtenden jungen Goethe vieles verleiden mußte. Er hat

diesem mancherlei weggespottet, und Goethe hat ihm nie etwas von seiner mystisch kabbalistischen Chemie erzählt; bei allem Zorn über Herders oft zu herbes Wesen hat ihm dessen Verstand und Bildung doch immer gewaltig imponirt, er bewahrte sogar immer eine gewisse Scheu vor seiner Handschrift. Nie war er frei von einer leisen Furcht seines Innersten vor diesem gewaltigen Geiste des rastlosen Fortschrittes. Durch ihn wird auch Goethe mehr hineingeführt in die Richtungen der deutschen Literatur, er sah aus Herders hebräischen Poesie und aus alle dem, was er über Volkspoesie sagte, daß die Dichtkunst nicht das Ergebniß fein gebildeter Formen einzelner Nationen sei, sondern daß eine Welt- und Völkergabe existire, die man Poesie nenne. Eben so führte ihn Herder in die glänzenden Säle der italienischen Maler, er schloß ihm hohe, weite Gegenden des Geschmacks auf, und er und Shakespeare, den er später auch in Straßburg kennen lernt, geben einem Theile seines Wesens eine völlig andere Richtung. Und zwar ist diese Richtung fast durchweg die erquicklichste seines Wesens geblieben, die uns allein die französische Förmlichkeit genießbar gemacht hat. Nach Herders Weggange kam ein solcher Abschnitt, wo er sich ausschließlich mit Franzosen, namentlich Diderot und Voltaire beschäftigte. Wie ein milder Regen fällt Goethes Verkehr mit der Pfarrerstochter aus Sesenheim, Friederike, dazwischen. Das Herz geht ihm langsam, aber völlig auf, und es findet sich auch in seinem „Wahrheit und Dichtung" nicht leicht ein andrer Abschnitt mit so warmer, bewegter Hand so herzlich und einfach beschrieben. Um diese Zeit kam Wielands Uebersetzung von Shakespeare, von dem Goethe in Leipzig nur

einzelne Bruchstücke gesehn hatte. All' sein Streben, das leere, steife Zeug, in das seine weite und tiefe Naturanschauung sich nicht bringen ließ, ward ihm klar und klarer. Er sah, wie natürlich man sein kann, und wie gewaltig und groß dabei. Das unermeßliche Feld, was Alles Poesie sein könne, ward ihm mit einem plötzlichen Sonnenblicke erleuchtet, er fühlte soweit er die Arme streckte Raum. Die Wohlgerathenheit seiner Faust-Empfängniß zwischen den Leipziger Wissensgittern ward ihm klar. Er übersah den Raum, wo er im Dunkeln nach einem Ausgange herumgetappt war. All' seine poetischen religiösen, natürlichen Bestrebungen empfingen plötzlich große Siegel der Wahrheit und Poesie, der ganze Plunder, der ihn vorher immer noch beängstigt hatte, purzelte zusammen. Die Erkenntniß Shakespeares war Goethes poetischer Geburtstag, an welchem er zum erstenmale sein Leben verstand. Wichtig war es auch, daß er zu gleicher Zeit jenen kleinen, blonden, sonderlichen Liefländer, Lenz, kennen lernte, der seinem Humor die unbändigsten Dinge erlaubte, und vielleicht Shakespeares bester komischer Uebersetzer ist. Es arbeitete um diese Zeit Alles daran, Goethes Wesen zu befreien. Nothgedrungen muß er nun endlich seine juristische Promotion abmachen. Immer mehr bildet sich das rein Poetische im Gegensatz zum Spekulativen an ihm heraus. Sein Dissertationsthema geht dahin, daß der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen Kultus festzusetzen. Eben so sieht er ein, daß eine rasche Trennung von Friederiken nöthig ist, da sein Abgang von Straßburg naht. Er reicht ihr vom Pferde noch einmal die Hand, und reitet schmerzlich erregt und tief betrübt von dannen. Da kommt einer der wenigen

Augenblicke in seinem Leben, wo er sich dem romantischen Versinken völlig hingiebt: es bedünkt ihm, sein Ebenbild in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold komme ihm entgegen. Er hatte nie ein solches Kleid getragen, und ohne daß er wieder darauf geachtet, ertappt er sich bei einer Besuchsreise nach Sesenheim in späteren Jahren in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold. — Er kehrt nun nach Frankfurt zurück; aber schon in Straßburg hat er Götzens Lebensbeschreibung von Frank v. Steigerwald gelesen, und der alte deutsche Ritter hatte sich ihm zwischen Herz und Kopf gelagert. Er begann an ihm zu bauen. Gesunder, aber aufgeregter, excentrischer, strebender als je kam er in's väterliche Haus zurück, und die Mutter hatte viel zu beschwichtigen beim ordentlichen reichsbürgerlichen Papa, daß er nicht sehr unwirsch wurde über seinen Sohn. Goethe hat sicher anfänglich vieles geschrieben, wo er den lesenden Vater im Hintergrunde hatte, dem er gefallen wollte. Da wurde Manches pedantischer eingerichtet, und in den besten Werken ist hie und da diese steife Reichsbürgerlichkeit der Form in einzelnen Redewendungen geblieben. Am meisten zeugen seine Briefe davon. — Es findet sich unterdessen in Frankfurt und der Umgegend eine muntre Gesellschaft junger Köpfe zusammen. Sie gründen die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und gehen wild in's Zeug hinein. Zum Unterschiede von dem Göttinger zarteren Vereine, der sich an Klopstock anschloß, und in welchem Hölty, Bürger, Voß, die Stollberg, Boie ꝛc. webten, werden die Frankfurter die Rheinischen Kraftmänner genannt. Um diese Zeit erhält er einen peinlichen Abschiedsbrief von Friederiken. Das Herz ist ihm schwer,

er reitet, fährt Schlittschuh, wird Vertrauter in allerlei Verhältnissen, wandert in der Umgegend umher, sogar oft durch Frankfurt, wo er im Wirthshause auf der Fahrgasse speis't, und von wo er weiter zieht und Sturm- und Wanderlieder dichtet. Nie aber kann er sich einer Vergangenheit anders bemeistern, als wenn er sie objektiv im Gedicht darstellt. Namentlich seine Gedichte sind Beichten an die Poesie, und Beichte sind seine wichtigsten Werke: der Werther, Faust, Tasso sogar, und Meister. Von seinem Vater gedrängt, tritt er in ein juristisches Geschäft in Wetzlar, schließt sich an viel neue Bekanntschaften, verkehrt mit den alten Freunden, namentlich dem galligten Merk, tritt auch mit den Göttingern in Berührung. Ihre nordische Mythologie mit den Nebelbildern ihrer Götter, die ohne Fleisch und Blut sind, hat ihn aber immer angefröstelt. Um jene Zeit lies't er wieder den Homer, und das ist die letzte Pforte, durch welche er heraus in die Oeffentlichkeit tritt. Kleiner theologischer Kram, pedantisch wilde Recensionen und ähnliche Kleinigkeiten, die er damals geschrieben, kann man kaum in Anrechnung bringen. Die Zeit naht aber nun mit Riesenschritten, wo die Periode seiner Vorbildung zu Ende geht, die verschiedenartigen aufgehäuften Massen einen Ausweg finden, und seine erste schriftstellerische Epoche anhebt. Merk hat ihm die Angst vor der Oeffentlichkeit vertrieben, seine Schwester stachelt ihn zur Vollendung des Angefangenen, er schreibt endlich in sechs Wochen den Götz. Es war sonderbar, daß er eben einen Gegenstand zum ersten Auftreten herausfand, welcher in einer schlaffen, ausdruckslosen Zeit das deutsche Volk auf's Aeußerste ansprechen mußte — es war Glück.

Denn von Jugend auf lagen dem Goethe Volksinteressen immer fernab; aus unersprießlicher, unklarer Bewegung entwickeln sie sich zu Tage und berühren ihn schon darum unangenehm. Die Form des Götz gehörte seinem gesunden, natürlichen Sinne, seiner Einfachheit und den letzten Eindrücken Shakespeares und Homers. Auch der Münster in Straßburg hatte das Seinige beigetragen, das Mittelalter in gewaltigen Formen seinem Herzen einzuprägen. Wenn Goethe namentlich in diesem Götz von Berlichingen, im Werther, und vor Allem in seinen einfachen Gedichten den deutschen Grundton so richtig traf, dann darf man nicht voreilig patriotisch sein Wesen grunddeutsch nennen — er war es hie und da durch Gewohnheit, aber eine Intention der Art war seinem Wesen ganz fremd. Nur kurzsichtige Verehrer beengen ihn mit diesem Epitheton. Er hat von früh an das größte Talent gezeigt, baar und rein aufzufassen, was ihn umgab; so hat er auch das deutsche Wesen aufgefaßt und es natürlich wiedergegeben. Aber all' seine Liebe, sein Dank für ältere Poesie, die ihn erquickt, drängt sich in diesem Götz zusammen. Es ist noch eine große Breite, viel vom Hauptgange ablenkendes Nebenwerk in diesem Stück, aber auch dies bekundet die glücklichste Hand, und das Ganze war ein gewaltiger Wurf. Also ritterlich geharnischt, die Deutschen an ihren letzten, gewaltigsten Freien erinnernd, trat Goethe auf, und diese unerhörte Art, durch ein Buch zu den Schwächen, Neigungen und Wünschen eines Volks zu sprechen, ward mit dem größten Jubel aufgenommen. Die unzähligen Nachahmungen, alle die Ritterschauspiele, welche von dort datiren, bürgen dafür. Es war im Jahre 1773, als

Goethe den Goetz auf seine Kosten drucken ließ, nachdem er ihn beim Umschreiben geändert hatte. Dreißig Jahre später hat er ihn wieder überarbeitet. Während der Sensation, die diese Erscheinung hervorbrachte, litt Goethe stark an Geldmangel, und seine Leere von Sesenheim her war durch die Weiber im Götz noch immer nicht ausgefüllt. Er hatte nicht Raum genug gehabt, all' jene von so vielen Begegnissen aufgehäufte Sentimentalität auszuströmen. In Wetzlar hatte er die verlobte Braut eines Bekannten lieben gelernt, er hatte sich von dieser Neigung zu Lotten nur mit großer Aufopferung losmachen können. In Frankfurt überraschte ihn jene Sophie la Roche, die er auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, mit einer zärtlichen Zuneigung. Sie war verheirathet und wollte sich durchaus nicht in ihr Verhältniß fügen. Dazu war Goethes Gewissen wegen Friederikens auch noch nicht beruhigt, er hatte noch keine genügende poetische Beichte dafür abgelegt. Er mußte sich auch bei jener Liebe für Lotte in Wetzlar der Thorheit erinnern, daß er allnächtlich einen Dolch auf seinen Nachttisch gelegt und versucht habe, wie tief er stechen und ob er sich wohl das Leben nehmen könne. All' diese Dinge bedrängten seine Seele, der durch ähnliche Leidenschaft herbeigeführte Selbstmord des jungen Jerusalem giebt dem Suchen seines Geistes nach Form und Gestalt die Richtung, er schließt sich in sein Zimmer und schreibt binnen vier Wochen den sentimentalen Roman „Werthers Leiden." Hatte Götz wie ein überraschender Donner die Aufmerksamkeit Aller auf Goethe gelenkt, so schlug Werther wie ein Blitz in alle Herzen. Die schmuckloseste und doch feinste Wahrheit war mit sichrer Hand aus der tobenden, leiden-

schaftlichen Brust gezogen. Eine tiefe, historische Richtigkeit liegt all' den Dingen zum Grunde, welche den Ton einer ganzen Epoche angeben, welche Vorbilder, Mode werden. Werther erzeugt die sentimentalen Romane. Um ein überschauliches Bild Goethes zu entwerfen, kann man nicht genug darauf dringen, daß sein Leben einfach erzählt wird; es ist der beste Kommentar seiner Werke, weil er gegen sich immer ehrlich war und seine Werke der Ausdruck dieser Ehrlichkeit sind. — Nach Vollendung des Werther athmete er wieder auf, ein großes Stück heftiger Vergangenheit war dadurch verarbeitet und abgemacht. Um diese Zeit schließt sich ihm der tolle früh verstorbene Lenz wieder an, er verkehrt mit Wagner und Klinger. Auch Basedow, der Dreieinigkeithasser, der taktlose, unsaubre Raisonneur, dem es nicht an Geist, aber an Grazie und Schönheit gebrach. Er macht eine Rheinreise mit Goethe und quält ihn vielfach durch den Dampf seines schlechten Tabaks, sein Biertrinken und sein Raisonniren am unrechten Orte. Auf dieser Reise kommt er nach Köln, das einen tiefen Eindruck auf ihn macht, und den „König von Thule" gebiert. Fritz Jacobi lernt er kennen und wird nach Spinoza und den Philosophen lüstern gemacht. Zu Düsseldorf findet er den feurigen Heinse, welcher sich enthusiastisch an ihn anschließt und mit Begeisterung den schönen Goethe seinen Freunden schildert. In der nächstfolgenden Zeit producirt er meist kleinere, unbedeutendere Sachen, „das Jahrmarktsfest" — den „Prolog zu Bahrdts neusten Offenbarungen," er beginnt aber bald darauf eine Komposition, die von seinen Biographen immer zu wenig gewürdigt worden ist — den „Mahomet." Wir haben nur eine Hymne und den

Hauptplan davon. Mahomet betet unter dem einsamen, arabischen Nachthimmel, und mit dieser Stille wechselt später das laute Treiben einer zu gründenden und zu verbreitenden neuen Religion. Die Furcht, welche aus Goethes Plane schüchtern heraussieht, daß die Handlungen zu gleichförmig, massenhaft werden dürften, würde gerade durch Goethes bedeutendes Geschick, das Allgemeine im Einzelnen, in der Persönlichkeit bestehend auszudrücken, vernichtet worden sein. Es konnte das schönste Seitenstück zu seinem späteren westöstlichen Divan werden, wo er die sinnliche, spielende Behaglichkeit Asiens schildert. Der südlich glühende Sturm, die geheimnißvollen Nächte, die geisterhaft sprechende Natur arabischer Flächen und Sterne — welch' ein Feld gewährte das Alles seiner bewundernswerthen Natur-Intuition. Damals braus'te die frischeste Heldenjugend in ihm, die großen Tragödien Mahomet, Prometheus, Faust bestürmten sein Herz, er war jung und liebenswürdig über und über. Es ist wie Vieles bei ihm nur Anfang geblieben, was zu seiner sonstigen Ganzheit gar nicht stimmt. Dieser Mangel an Ausdauer ist aber vielleicht das schönste Stück Dichterei wechselnder Empfänglichkeit an ihm, ein Vermächtniß seiner poetischen Mutter. Um so schneller vollendete er damals den Clavigo. In einer Abendgesellschaft war der Stoff aus Beaumarchais Memoiren mitgetheilt worden, schon auf dem Heimwege ordnete er die Akte, und in wenig Tagen war das Stück fertig. Es hat in seiner baaren Natürlichkeit, mit dem Schwindsuchtstode der Marie, dem plumpen, tollen Beaumarchais, dem mehr denn wankelmüthigen Clavigo den Kunstkritikern viel zu schaffen gemacht, und wird doch immer alle die bestechenden

Vorzüge jener einfachsten Richtigkeit jenes meisterhaft unveränderten Lebemanns Carlos, jenes ganzen, täuschend wahren Hergangs der Dinge geltend machen. Wichtig für Goethes Leben wurde die kleine Satire „Götter, Helden und Wieland," welche er bald darauf schrieb. Sie ging auf das Modernisiren der griechischen Götter, welches sich Wieland namentlich in seiner „Alceste" erlaubt hatte, und machte zuerst den Erbprinzen von Weimar auf Goethe aufmerksam, der ihn, als er bald darauf zur Regierung gekommen war, 1775 nach Weimar einlud. Als er den Clavigo geschaffen, war er liebelustig und liebte alsbald in einem benachbarten Städtchen ein schönes Kind der Natur, Lilli benannt und überfüllt mit den schönsten Goetheschen Gedichten. In Offenbach genoß er, und in Frankfurt schuf er Genüsse, wie den letzten Wurf seiner Revolutionsjugend, den Egmont. Doch trennte er sich darauf von Lilli, weil er fürchtete, diese schöne Blume aus ihrem Klima zu tragen, und weil er sich in das ihre nicht einbürgern mochte. Er war reif für Weimar, wohin ihn alsbald Glück oder Unglück trug. Auch zum Egmont hatte ihn sein Vater eingesperrt, Wolfgang lief fortwährend herum. Hinterher war aber der Papa so erbaut von dem Stücke, daß er den wunderlich gerathenen Sohn unter den Arm nahm, mit ihm in Frankfurt herumstrich und ihm Wein und Naschwerk kaufte: Ganz irreligiöse Dinge für den gewesenen soliden Stadtschultheißen. Zu Weimar lebte Goethe anfänglich ein muntres, bewegtes Leben, die Form nicht eben ängstlich beachtend, der Gesellschaft sich hingebend, aller früheren, ihn oft beängstigenden Verhältnisse harmlos vergessend, aller Rücksichten los und ledig, der frischen, augenblickli-

chen Eingebung folgend, liebenswürdig in Wort und Wesen wie zu keiner andern Zeit. Er schreibt leichte, farblose Singspiele, mit denen sich schwer was anfangen läßt, gebiert die wunderliche Stella, deren Unordnung und heiße Leidenschaft deutlich verräth, wie zerstreut der Poet in neuer Gesellschaft und Umgebung herumflatterte. Er durchstreift zu Pferd und zu Fuß den Thüringer Wald und den Harz — „die Harzreise im Winter" zeugt davon, seine jugendlich joviale, muntre Zeit fliegt auf in den „Vögeln," ja, er löſ't sich plötzlich mit einem lachenden Spott, im „Triumph der Empfindsamkeit," den er gegen die Wertherhelden schreibt, völlig von seiner früheren Sentimentalität los. Somit schließt er selbst die zweite Periode seines Lebens, die erste seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Der neue Abschnitt beginnt mit seiner italienischen Reise 1786, die er über Karlsbad antritt. Allerdings sind die Pläne zu Iphigenia und Tasso nicht erst auf der Reise gefaßt, aber die Werke gehören streng erst dieser Zeit an. Sie sind die Produkte eines befriedigten schön-geistig-sinnlichen Wesens, das die Leidenschaft hinter sich hat und mit klarem, schaulustigem Auge in ein neues Land, eine neue Welt der Kunst und Schönheit tritt. Auch seine Vorliebe für's Studium der Natur-Einzelnheiten drängt sich immer mehr hervor, schon bei Bologna sucht er Schwerspath. In Rom verkehrt er mit Tischbein und gewinnt immer lebendigeres Interesse für bildende Künste, ja, der Egmont ist bereits geschrieben und Goethe ist noch zweifelhaft, ob er nicht mehr für bildende Künste berufen sei. In Rom verkehrt er auch viel mit Moritz, und dieser Umgang ist in metrischer Hinsicht für die Iphigenie wichtig geworden,

die er dort vollendete, nachdem er sie am Gardasee überarbeitet hatte. Moritz beschäftigte sich eifrig mit prosodischen Forschungen, und war ein so großer Verehrer von Goethe, daß er nur à la Werther im blauen Frack und gelben Unterkleidern einherging. Die Iphigenia spricht in ihrer Einfachheit die deutschen Freunde nicht recht an, Goethe beharrt aber dabei, den Tasso ähnlich zu schreiben. Er geht nach Neapel und Sicilien; noch halb seekrank überarbeitet er in der Kajüte liegend den Tasso. Er war weichlicher, nebelhafter angelegt und in Prosa geschrieben, Rhythmus und Form rafften ihn zusammen. Auch Tasso soll ganz aus seinem Leben sein. Man erzählt im Stillen, daß Goethe eine Prinzessin geliebt habe und mit Mühe dieser Leidenschaft Herr geworden sei. An den sicilianischen Küsten befängt ihn Meer und Ufer mit homerischen Armen; er will eine Tragödie Nausikaa schreiben. Der Plan ist sehr schön, und es ist sehr zu bedauern, daß Goethe plötzlich auf andere Gedanken gekommen ist. Er sieht, daß Homers Gleichnisse, so poetisch sie scheinen, natürlich sind, und er wird von da noch natürlicher im Ausdruck, was freilich beim Mangel sicilischer Umgebungen später oft Nüchternheit wurde. Goethe sucht in Sicilien die Urpflanze und sammelt Stoff zu seiner „Metamorphose der Pflanzen." Bei seiner Rückkehr findet er in Deutschland eine große kritisch philosophische Aufregung, durch Kant hervorgebracht. Seine ganze kontemplative Lebensansicht hatte sich unterdeß mehr und mehr abgerundet, und wie jede Störniß hält er diesen Kriticismus eine Zeitlang von sich ab. Ja Schiller, der wilde, geniale Kantianer, stößt ihn lange Zeit ab, Goethe vermeidet ihn absichtlich. Ei-

nes Tags treten sie zu gleicher Zeit aus einem naturwissenschaftlichen Vortrage in Jena, und Schiller redet ihn an. Sogleich in eine Polemik mit einander gerathend, vertiefen sie sich, und Goethe kommt bis auf Schillers Zimmer, ihm seinen Realismus demonstrirend. Allmählig knüpft sich das Verhältniß enger und die sechs Bände Briefwechsel, die wir erhalten haben, bekunden, wie groß ihre gegenseitige Theilnahme, ihr gegenseitiger Einfluß auf einander geworden ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Goethes Einfluß auf Schiller außerordentlich war, jenem idealen hochfliegenden Himmelsstürmer war das mit starker Hand geordnete irdische Element Goethes ein vortrefflicher Boden. Es ist dies nirgends sichtbarer als in den ersten Akten des Tell und im ganzen Wallenstein. Aber auch in Goethes Seele warf Schillers glänzende Sonne warme Strahlen, und ein gewisser Glanz der Sprache ist an den Produkten damaliger Zeit durchaus nicht zu verkennen. Stürmischen Eindrücken war die Goethesche Natur nie ausgesetzt, denn er war allmählig und tief aus dem Kern des Stammes gewachsen wie ein Baum. Sein ganzes Wesen war das Ergebniß einer historisch entwickelten Nothwendigkeit. Es bleibt darum auch immer thöricht, Einzelnheiten an ihm zu rügen, man muß die kritische Hand an den ganzen Goethe legen, oder ihn gewähren lassen. Daß alle menschheitliche Bewegung aus seiner ganzen Bildung ausgeschlossen wurde, daß früh eine gewisse Reizbarkeit der geistigen Nerven und später eine inhumane Bequemlichkeit ihn alles stürmisch sich Entwickelnde mit harter Hand von sich abhalten ließ — das bleibt zur Aufzeichnung einer unbestechlichen Geschichte vorbehalten. Es bleibt aber

auch ihre Aufgabe, den andern Maaßstab für seine Größe, den des tiefen, langsamen Einwirkens getreulich aufzusuchen. — Es erscheint nun auch neben Egmont und Tasso der Faust, das größte Werk Goethes, der Titanenkampf des Menschen mit Form, Natur und Gottheit. Schon in der frühen Bildungsperiode hat er daran gearbeitet, in der ersten sentimentalen Kraftperiode, die wir von Götz bis zum Triumph der Empfindsamkeit datirt haben, die Arbeit fortgesetzt, und in diesem seinem dritten Abschnitte, der Epoche seiner Schönheit, vollendete er ihn, wenigstens das, was wir bisher immer unter dem Namen des Goethischen Faust verstanden haben. Er hat später noch einen Abschnitt „Helena" hinzugeschrieben, und unter seinen nachgelassenen Schriften hat sich der Schluß dieses Gedichts befunden. Ich komme in der später folgenden allgemeinen Beurtheilung darauf zurück. — 1790 reis't er zum zweiten Male nach Italien, schreibt bald darauf seine Epigramme und übernimmt dann die Direktion des Weimarschen Theaters. Die Halsbandgeschichte veranlaßt ihn zu der komischen Oper: „Der Großkophta," aus welcher ein prosaisches Lustspiel wurde. Es ist in Intention und Allem verfehlt, eine mystische Spielerei, die nirgends anzufassen und an welcher noch weniger irgend etwas zu genießen ist. Es ist bereits bemerkt worden, daß er kein Empfangsorgan für historische Entwickelung der politischen Volks- und Privatbildung hatte, er ließ sich aber auch sogar verleiten, sie verspotten zu wollen. Das war etwas, wozu ihm die Musen völlig den Beistand versagten, sein „Bürgergeneral" fiel total durch und bestand einen traurigen Rückzug. Auch besaß er keineswegs die zu

solcher Persifflage nöthige Schärfe. Die neuere Zeit ist jener sogenannten klassischen Periode bei weitem an Witz überlegen. Der Witz bildet sich überhaupt immer erst aus, wenn die Grundelemente alle geordnet sind. Er ist der Duft auf den reichen Früchten und hat's nie mit der Blüthe zu thun. Weder Schiller noch Goethe waren witzig. Viel Gelungenes dagegen findet sich in den Nachbildungen ausländischer Produkte, „den Unterhaltungen der Ausgewanderten." Um diese Zeit wandert Goethe selbst aus und zieht mit zur Belagerung von Mainz. Für solch' unerquickliches Geräusch, solch' tobende Bewegung war ihm aber, wie schon gesagt, nicht einmal eine Auffassung gewährt. Während jener Belagerung denkt er über Farbenlehre nach. Von da macht er Besuche bei Jacobi in Pempelfort, der Fürstin Gallizin und in Heidelberg bei Schlosser, der seine Schwester geheurathet hatte. Der Großherzog hat ihm unterdeß ein neues Haus im italienischen Stil erbauen lassen, und Goethe kommt nur eben noch zurecht, die letzte Hand anzulegen und sich häuslich einzurichten. Das erste, was er darin machte, war die Nachbildung des Reinecke Fuchs nach Heinrich von Alkmars humoristischem Gedichte: Rayneke de Voß. Alsdann ging er an die Vollendung des schon so lang begonnenen Romans „Wilhelm Meister." Er enthält die Begebenheiten eines lernbegierigen jungen Mannes, der unselbstständig, viel raisonnirend, ohne Genie aber mit Enthusiasmus für die Kunst in allen Verhältnissen herumbewegt wird. Nach Goethes eignem Ausdrucke müßte er eigentlich Wilhelm Schüler heißen. Dies ist übrigens dasjenige Buch, worüber er am meisten mit Schiller verkehrt hat, und es ist nicht zu läugnen,

daß Schiller durch den großen Eifer, die Feinheit und Intuition, womit er an das Manuscript ging, durch seine ausführlichen Auseinandersetzungen, die er an Goethe durch die Botenfrau schickte, den Wilhelm Meister sehr hat fördern helfen. Aus jenem Wetteifer mit Schiller entspringen auch die schönen Göthischen Balladen „die Braut von Corinth" und „der Gott und die Bajadere," denen mehr als allen andern Göthischen Sachen Schillersche Gluth und Pracht anzusehen ist. Aber sie gehen auch darin aus dem Goethischen Genie heraus, daß sie noch etwas andres wollen, als Gedichte sein. Sie haben eine zu derbe Art didaktischen Beigeschmacks, namentlich die Braut von Corinth. Das findet sich sonst bei Goethes Gedichten nicht, und darin unterscheidet er sich von den Meisten. Seine Gedichte sind sich Selbstzweck, sie sind Individuen, die als solche ohne weiteren Bezug sich geltend machen. Mit ihnen schließt sich aber auch seine zweite schriftstellerische Periode, die Periode der Schönheit, und es beginnt die der bloßen Eleganz, bei welcher der poetische Genius wenig mehr zu thun hat. An diesem Scheidepunkte von seiner schöpferisch poetischen Schönheit bildet sich seine reinste, klarste Prosa, die sich durch große Einfachheit, den Mangel aller Kontraste, durch große Klarheit und Durchsichtigkeit, aber auch durch Mangel allen Glanzes auszeichnet. Sie besteht darin, die trockensten Worte mit höchster Sauberkeit und Eleganz aneinander zu reihen. Darum ist sie auch nur in Goethes blühendster Zeit schön, in den früheren und späteren Tagen erinnert sie zu deutlich an den Pedantismus seines Vaters, an die gemessenen Wendungen des Frankfurter Patriciersohns und Weima-

rischen deutschen Großherzoglichen Hofmanns, dem es keineswegs an Geschick, wohl aber an Geschmeidigkeit fehlt, der allen sonstigen französischen Beigeschmack verläugnet. Es stört je zuweilen sogar in seiner besten Schreibart, wo der Stil wie eine klare Welle durchsichtig über den harten Kiesboden rollt, es stört sogar oft da, wenn plötzlich eine pedantische automatische Wendung in die Harmonie hineintritt. Es ist sogar in dem schön geschriebenen „Meister" nicht selten, daß der schöne Gang plötzlich mit den Worten weiter lahmt: „Und sie sprachen Folgendes:" — Es ist eine unvorsichtige Forderung, welche man zuweilen an unsere modernen Schriftsteller macht, sie sollten einfache, schmucklose Goethesche Prosa schreiben. Ihre Gedanken bewegen sich in der stürmischen Entwickelung neuer Dinge, und der bunte Sturm gehört zu ihrem Kleide. Sie bilden eine Durchgangsepoche zu neuen Zuständen, und man muß erst reizen, ehe man fesseln kann. Es ist ein schwächlicher Glaube, daß jene Einfachheit der Darstellung verloren gehe: leichter ist's, langsam und schön einherzugehen, als rasch und schön, und es liegt mehr Kunst und ein andrer Zauber in der bewegten Darstellung. Eine der schönsten Erscheinungen aus dieser Epoche ist aber noch zu erwähnen, ein Kind des nordischen Poeten, was er in warmen Nächten mit der schönen Roma erzeugt — das sind seine „Elegieen." Sie sind die Darstellung der heitersten abenteuerlichen Liebe auf antikem Hintergrunde. Sie sind ein Kuß, den der Deutsche mit heißer Lippe dem schönen Alterthume beut.

Zu den Horen, welche Schiller damals herausgab, lieferte Goethe unter Andern auch die Uebersetzung des Benvenuto Cellini, und einen großen

Theil der Xenien, welche in damaliger Zeit so wichtig wurden.

Um diese Zeit erschien nun auch vermehrt mit der Bündn.ß- und Kerkerscene der völlig abgeschlossene erste Theil des Faust. Als er sich an die Uebersetzung des Voltaireschen Mahomet und Tancred machte, mußte man glauben, seine Kraft sei versiegen gegangen. Und doch war es fast dieselbe Zeit, in welcher er, seinen Faustmythus wieder aufnehmend, das Zwischenspiel „Helena" komponirte. Er wollte den Faust von der „bisher kümmerlichen Scene ganz entheben, und einen solchen Mann in höhere Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen." Die alte Legende erzählt nämlich auch davon, daß Faust von Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt, und dieser ihm endlich gewillfahrt habe. Diese Hochzeit des modernen Mannes mit der reizendsten Antike ward von ihm dargestellt und erschien in der damals neuesten Ausgabe seiner Werke ungefähr von 40 Bänden, die Goethe schon 1823 zu ordnen begann. Daneben entstanden die Xenien. Sie haben allerdings ein großes historisches Interesse, in sofern sie eigentlich kurze literaturhistorische Expektorationen der beiden größten deutschen Poeten waren. Als solch' ein kritisches Monument müssen sie auch gewürdigt werden. An sich können sie auf keine große Würdigung Anspruch machen, obwohl sie ihnen eigentlich in Deutschland immer Autoritäts halber gewährt worden zu sein scheint. Sie enthalten einmal zu viel persönliche und zu wenig objektive Animosität, leiden ferner an einer größtentheils sehr mangelhaften, ja holprigen Form, sind für den Witz nicht scharf, für Ironie nicht koncentrirt

genug und ermangeln fast alle der Grazie. Betrachtet man sie dagegen nur als Zeichen eines kecken, muthigen Kampfes, so bilden sie trotz ihrer Unbeholfenheit eine wohlthuende Erscheinung. — Um diese Zeit, es war das Jahr 1798, wo Goethes neue Periode mit Herausgabe der „Propyläen," eines Kunstblattes, anhebt, reicht er noch einmal seiner schönen Zeit eine Hand hinüber und schreibt „Herrmann und Dorothea." Ein homerischer Nachhall, das einzige größere Epos, das wir von Goethe haben. Es ist keine Leidenschaft, aber schöne Wahrheit darin, und der rasche dramatische Gang wird mit vollendetem Geschick durch den kriegsartigen Hintergrund motivirt, welcher Unterlassung oder rasche That erheischt. Wären die Verhältnisse größer, so hätten wir vielleicht darin das größte dem Homer verwandte Gedicht, seit die Odyssee gesungen worden ist; denn es existirt kein Kunstwerk, das so volksmäßig einfach gehalten und zugleich so künstlerisch geläutert ist. Im folgenden Jahre entwirft er den P.an einer Trilogie, zu der ihm ein französischer Roman die erste Veranlassung gegeben. Es ist dies „die natürliche Tochter," welche mit allen Vorzügen ausgerüstet, dennoch wie ein fremdartig Wesen durch alle Stände schreitet, nirgends eine Hütte des Glücks bauen kann, weil sie außerhalb der bürgerlichen Ordnung geboren ist. Sie ist mit den wenigen Worten eines bekannten Kritikers vollkommen beurtheilt: „marmorschön, aber auch marmorkalt." Es sind lauter Begriffe da, aber kein Blut, kein warmes Leben, die reinste Form, aber todt für ein Auge, das auch im Kunstwerke eine Seele sucht, der höchste Ausdruck seiner eleganten Periode. Um diese Zeit fällt auch die Uebersetzung

eines nachgelassenen Werks von Diderot, welche Goethe unter dem Titel: „Romeau's Neffe" nach einer Kopie des Originalmanuscripts lieferte. Bald darauf starb Schiller, und mit ihm Goethes anregendster Freund. Dazu kamen die politischen Stürme, der Kampf in den Weimarschen Straßen nach der Schlacht bei Jena, und obwohl Goethes Haus sogleich von einer französischen Schutzwache besetzt und er selbst überall unangetastet war, so berührte ihn doch das Ganze mit seinem unerquicklichen Lärme auf das Störendste. Dazu war der Fürst, der ihn liebte, das Land, dem er jetzt angehörte, in der bedenklichsten Lage. Damals heurathete er eiligst, und zwar die Schwester des Jenaischen Bibliothekars Vulpius, der den berühmten Rinaldo Rinaldini geschrieben. Goethe war 57 Jahr alt, als er sich auf einmal zu diesem Schritte entschloß. Man erzählte, es sei so eilig geschehen, weil Napoleon Goethes Frau habe sehen wollen. Indeß ist es wahrscheinlicher, daß er es gethan, um seinen Sohn vollständig zu legitimiren. — Auch als jene Stürme ausgetobt hatten, fehlte ihm alle Elasticität der Poesie, er flüchtete sich wieder zur Natur und seinen derartigen Untersuchungen. Es kamen seine „Ideen über organische Bildung" und sein Werk „Zur Farbenlehre," in welchem er Newtons Theorie vom farbigen Lichte bestritt, die Farben dem Gesetze der Polarität unterwarf, und somit den Satz aufstellte, daß Licht und Nichtlicht einander sich wechselseitig bedingen und einschränken, und daß dadurch die Farbe entstünde, die also ein verdüstertes Licht oder ein erhelltes Finstere sei. Ueber die Beurtheilung dieser Theorie appellirt er feierlich an die Nachwelt, und nur an die Nachwelt. Seine natur-

historischen Bemühungen haben weit mehr in Frankreich, namentlich bei der Pariser Akademie Anerkennung gefunden. Es sind in seinen letzten Jahren — um 1831 — noch nachträgliche Aufschlüsse zu seinen naturwissenschaftlichen Studien erschienen, ja ein Aufsatz, der sich über den merkwürdigen Principienstreit zwischen Geoffroy de St. Hilaire und Cuvier verbreitet und wo sich Goethe nach vielfachen Studien der vergleichenden Anatomie dem St. Hilaire anschließt, ist wahrscheinlich die letzte Schrift, welche er geschrieben hat. Um jene Zeit kritisirten und kämpften die Gebrüder Schlegel eifrig, ja fanatisch für die romantische Schule, und um Goethe für sich zu gewinnen, der ihnen wenig christliche Veranlassung dazu gegeben hatte, opferten sie ihm wie dem Brahma. Er neigte sich ihnen aber doch wohlgefällig zu, und lächelte friedlich ihrem Bestreben, ihn berühmt machen zu helfen. Ihren Forderungen nachgebend schrieb er an seinem fortgesetzten Faust. Dergleichen Romantik und Geisterschau drängte sich damals auch mit geheimnißvoller Beziehung in seine Studien, und es entstanden plötzlich „die Wahlverwandtschaften," in denen er ein merkwürdiges Naturgeheimniß magnetischer Korrespondenz enthüllte, aber selbst wie erschreckt davor zurücktrat. Bald darauf fordert ihn ein Freund auf, sein Leben mitzutheilen und er beginnt die Herausgabe seines „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" und „die Italienische Reise." Zwischen Beiden liegt ein langer Zeitraum, welchen erst ein Band seiner nachgelassenen Schriften ausfüllte. Seine eigne lyrische Kraft ruht ermattet, aber er reproducirt in liebenswürdiger, harmloser Unbefangenheit sein eignes Leben, und giebt in einfacher Darstellung ein höchst interessan-

tes Buch, wo die buntesten Interessen in gemessenem Schritt harmonisch mit einander einhertanzen. Hie und da nur, wo ihn die Naturforschermanier überkommt, wo er vor Steinen und Pflanzen keine lebendige Natur sieht, wird er in gar zu großer Simplicität zerfließend, abstrus. — Die Schlegel trieben ihm indessen ihr Wesen zu weit. Er schrieb in „Kunst und Alterthum" einen Artikel „Ueber die christlich patriotische neu-deutsche Kunst." „Mit diesem Artikel" — sagt Heine — „macht Goethe gleichsam seinen 18. Brumaire in der deutschen Literatur, denn indem er so barsch die Schlegel aus dem Tempel jagte, und viele ihrer eifrigsten Jünger an seine eigne Person heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelsche Directorium schon lang ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er seine Alleinherrschaft in der deutschen Literatur." Hiemit schließt er aber auch auf dem Throne seine poetischen Thaten; er ist am Ziele. Nur noch einmal wirft er später einen wollüstigen Selam „den westöstlichen Divan" herunter, und verschließt sich dann mit seinen ruhigen Weltbetrachtungen in seinen goldnen Pallast. Er tritt in seine vierte und letzte Periode. Man muß bedenken, daß er bereits ein sehr bejahrter Mann war, an dem auch selbst die ununterbrochene reproductive Thätigkeit staunenswerth blieb. Das Didaktische, was, außer den Gedichten, wie ein schmaler Fluß durch sein Leben rauschte, trat jetzt klarer als sonst hervor. Seine Weltbetrachtung und Lebensweisheit fängt an, in seinen Aeußerungen dogmatischer, exclusiver zu werden, und man ist nicht wenig verwundert, als plötzlich 1809 ein so behaglich Buch „der westöstliche Divan" erscheint. Der Osten ist darin zum Spiegel unsrer

Dinge gemacht, die schönsten Studien über den Orient flechten sich in stille Annehmlichkeiten und bequeme Gedanken des Lebens. Als er daran geschrieben hatte, war die Welt voll Krieg, Goethe aber voll Ruhe und Befriedigung gewesen, und da hat er es für gut gehalten, den Leuten im Gegensatz zu ihrem Treiben die ewige Heiterkeit solchen Zustandes zu schildern. Es ist dasjenige von den besten Büchern Goethes, das am wenigsten anerkannt worden ist, weil es wenige objektiv hinnehmen und hinnehmen wollten. Der Geist der eben pulsirenden Geschichtsepoche tadelte Goethe hart, daß er zu einer Zeit, wo die wichtigsten Lebensfragen der Völker schwankten, mit orientalischen Spielereien tändelte, statt hineinzutreten, wie er es gekonnt, gleich einem Gott in den Kreis der Fragen, und als Deutschlands größter Dichter ein Lied zu singen, von dem, was ihm die Gottheit eingegeben über Welt und Menschen. Das sind indeß Dinge, die nur Goethe, nicht aber seinen westöstlichen Divan treffen. Es ist das einzige, aber größte Unglück Goethes gewesen, daß er mit seiner ruhenden, forschenden, betrachtenden Sinn= und Denkweise, welche tausend Embryonen streute, aber nicht das schwächste Kind der schnellen That erzeugte, daß er mit dieser Weise in eine Geschichtsperiode gerieth, wo der Gedanke geflügelt, die That alltäglich nothwendig war. Er ist wie eine Geistererscheinung vorübergegangen, hat gelebt wie ein Gott unter uns, ohne daß wir noch wußten, er habe Fleisch und Blut. Seine Worte haben nie gehandelt, sie sind nur wie schöne Sternbilder vorübergezogen, und der schöne Eindruck, den sie machten, das war allein ihre Handlung. Er hat nicht wie die größten Männer aller Zeiten im Mittelpunkte der

Geschichte gestanden, einsam, isolirt, ein Individuum, stand er zu Weimar, ein Jupiter, der Donner und Blitz nur chemisch untersucht und seinen Adler mit süßem Backwerk füttert. Dies Mißverhältniß zu seiner Zeit hat einen Theil seiner großen Wirksamkeit und seiner eminenten Vorzüge zerstört — die Weisheit seines Worts ist bei dem Lärm nur von den Wenigsten vernommen worden, und nur mit den Produkten seiner Befangenheit hat er allgemeinen, unmittelbaren Einfluß gewonnen, mit Götz, Werther und Faust. Seine bequeme Kontemplation hat ferner außer den feinsten und wahrsten unsrer Leser jenen Troß von thatlosen, unfruchtbaren Gourmands um ihn versammelt, welche ihre Furcht und ihren historischen Egoismus in seinen Schriften verherrlicht fanden, und nun ein unersprießliches Jubelgeschrei anhuben. Sie haben mehr denn Alles Andre beigetragen, ihn während der letzten Zeit in so großen Mißkredit zu bringen, seine Freunde haben ihm mehr geschadet als seine Feinde. Jener fanatische Haß, den man auf Goethe warf, gehörte nur dieser Goethischen Parthei — Goethe und seine unbefangenen Verehrer müssen außerhalb solcher periodischen Wallungen stehen. — Das Buch, worin er sich den untersuchenden Gesellschaftsfragen seiner Zeit näherte, was eine Art socialer Sepekulation enthielt, war eins seiner letzten und, wie zu erwarten stand, eines seiner schwächsten — „Wilhelm Meisters Wanderjahre.“ Ein unerquicklicher Schematismus ohne Frucht und Blüthe, ja ohne Grün. Außer eingen sehr „zahmen Xenien“ gestattete er seiner Produktivität ein immer größeres Vertrocknen, beschäftigte sich mit der Natur und ästhetischen Begriffen, und nahm ein großes Interesse an den

Dichtern des Auslandes. So verkehrte er brieflich mit Manzoni und Lord Byron. Eine schwere Krankheit geht gefahrlos an ihm vorüber, es ist als ob bald darauf seine alte Kraft noch einmal erwachte, er schreibt den 4. Band seines Lebens. Da trifft den alten glücklichen Mann ein entsetzlicher Schlag — sein einziger Sohn, an dem er mit gewaltiger Liebe hing, stirbt zu Rom. Er bewältigt nach seiner gewöhnlichen Art den ungeheuersten Schmerz, aber all seine innersten Kräfte sind erschüttert. Auch ihm war das Unglück einmal nahe an den Scheitel getreten, und in einer Art von religiöser Erhebung und wie im letzten zuckenden Aufflammen der Poesie schließt er den zweiten Theil seines Faust, legt ihn wie eine Offenbarung unter sieben Siegel, und erwartet heiter wie ein griechischer Weiser auch seinen Tod. Ueber der Lektüre des doktrinairen Salvandy überrascht er ihn sanft und freundlich, ein Bruder des Schlafes, wie er ihn immer geliebt hatte. Nach einem dreitägigen Katarhalfieber stirbt er am hellen Mittage um halb 12 Uhr am Stickflusse. Es war der 22. März 1832, wo der große deutsche Weise 82 Jahr 7 Monate alt zu Weimar verstarb. Glücklich wie er lebte starb er. — Nach dieser Uebersicht seines Lebens und der Entstehung seiner Werke noch einige Worte über Beides. Es grenzt an's Unglaubliche, und ist noch bei keiner Erscheinung in irgend einer Literaturgeschichte da gewesen, daß kein einziges Feld der schriftstellerischen Thätigkeit übrig ist, in welchem Goethe nicht etwas Bedeutendes geleistet hätte. Das Lyrische zieht sich wie ein silberner Strom durch all seine Perioden. Es ist empfindsam spielend — nirgends eigentlich witzig, weil das Trennende des Witzes nicht in seiner

schaffenden und erhaltenden Natur lag, aber fröhlich, heiter, durch und durch voll von dem schönen Elemente des Liedes. Darin ist Goethe ein unzerstörbarer Typus geworden, und reizend verliert sich diese Volkspoesie auch in seine kleinern epischen Dichtungsarten wie in den „König von Thule," den „Erlkönig" ꝛc. Die besten dieser Sachen sind Volkssagen entnommen, und dies wirklich Seiende verklärt sich auf eine zauberhafte Art in seiner klaren Natur. Weil ihm Alles schön war, sind seine Idyllen so schön. Dieselbe Wahrheit geht geklärter und noch schmuckloser in die Prosa seiner epischen Schreibart, in den langsamen, geregelten Schritt seiner Romane. Die drei, welche wir von ihm besitzen, sind völlig von einander verschieden, und umspannen die Hauptphasen seines ganzen Lebens. Im Werther giebt er uns seine Jugend mit ihrer Leidenschaftlichkeit. Aber er giebt sie erst, als er ihrer Herr wird; und kündigt somit gleich in dieser einfachen Geschichte seine Objektivität an — im Meister bringt er uns den Schüler des höheren geselligen Lebens, er zeigt uns das thörichte Haschen nach Künstlerschaft, und daß nur Wenige eine reine Kunstbildung erlangen können, Alle aber vorzüglich nach praktischer Ausbildung trachten sollen. Es giebt Millionen nützlicher Menschen, die man schätzen muß, ehe man einen schönen findet. Wenn auch trocken, wie psychologisch fein sind seine „Wahlverwandtschaften" geschrieben. Wenn auch ein flaches Beet, aber welche wunderbare geheimnißvolle Blume blüht darauf. Wenn auch ein dürrer, fast unschöner Styl, wie klar und durchsichtig ist er doch. Wie viel Kunst verbirgt sich in „Hermann und Dorothea," in jenem homerischen Bruchstücke „Achil-

für ihn, daß er in eine Zeit herübergereicht hat, welche gerade diese Gegend der Menschlichkeit in's Sonnenlicht kehrte und alle andern Phasen in Schatten hüllte. Und die christlichen Moralisten haben eigentlich gar nichts mit ihm zu schaffen: Goethe ist christlicher als sie glauben. Seine Sachen gehen immer auf Beschränkung der Leidenschaften und Wünsche aus, er erweitert nie die Aussicht, sondern verengt, koncentrirt sie — weil er durch und durch unspekulativ ist. Er erfindet nie neue Zustände, er rechtfertigt die alten, da er seine Versuche scheitern läßt. Er ist, seine kleinen Gedichte ausgenommen, durch und durch didaktisch, er lehrt viel mehr, als man von der Poesie verlangt. Die meisten seiner Sachen sind plastische Darlegungen seiner eignen Irrthümer. Es giebt aber noch eine Art von Unsittlichkeit, deren man ihn zeihen könnte, die im Wilhelm Meister, und am stärksten im Tasso ausgedrückt ist. Er mißbraucht die Poesie zu kleinbürgerlichen Gedanken, er läßt das Schöne vergebens anstreben gegen hölzerne Mauern, ja er verkauft es im Tasso an die Etikette. Seinem kleinen Hofleben in Weimar, wo er früher den ungestümen Tasso gespielt, opfert er in seinem Spiegelbilde das rein Menschliche. Aus lauter Konvenienz zertrümmert er den Tasso. Aber es ist im Allgemeinen ein Unrecht, Goethe nach dem Maaßstabe der Gattung zu beurtheilen, er war selbst eine Gattung. Wenn man die allgemeinen Fehler gerügt hat, daß er sich nicht human akklimatisirte, daß er allein blieb, so muß man zu den übrigen Konsequenzen schweigen. Er gab sich ganz seiner Natur hin wie eine Pflanze, und fügte sich nur ihrem Gewähren — ein An- und Ablernen, Akkommodiren und dergleichen, was wir zur

Bildung rechnen, konnte darum gar nicht bei ihm gesucht werden. Er war ein Ganzes vom Scheitel bis zur Zeh, man muß ein neues Maaß an ihn legen. Er wollte betrachten und die Welt wollte handeln. Daher das Mißverhältniß. Dies Streben nach Ganzheit hat ihn auch zu dem Mißgriffe veranlaßt, den Faust, jene ewig blühende Tragödie der unvollkommenen Menschheit, deren Poesie dies Unfertige ist, zu vollenden. Dieser zweite Theil findet sich unter seinen nachgelassenen Schriften. Außerdem sind jetzt noch 6 Bände vertrauten Briefwechsels mit Zelter erschienen. Das Buch von Johannes Falk, das ihn am richtigsten von seinem innigen Verhältnisse zur Natur aus schildert, ist zur klaren Erkenntniß seines Wesens sehr zu empfehlen. Die Döring'sche Biographie enthält zwar einzelne grobe Fehler, ist aber doch mit viel Fleiß und Geschick gesammelt. Goethes Aeußeres ist in den meisten Bildern getroffen, er hatte ein freies, edles Göttergesicht, und die Augen des Jupiter. Seine Figur war hoch und schön, die Bewegungen erschienen gebildet. Aber diese, ja fast alle seine Sachen behielten Momente der pretiösen Wendung, die an den Frankfurter Patriziersohn erinnerten. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des dritten Theiles.

1833.

		Seite.
22.	Baiern	1
23.	Die Karlisten	12
24.	Regensburg	29
25.	München	40
26.	Salzburg	61
27.	Marc Sittich, der Bischof	67
28.	Stadt Salzburg	79
29.	Tyrol	86
30.	Eine Tyroler Geschichte	92
31.	Innsbruck	102
32.	Andreas Hofer	112
33.	Der Brenner	124
34.	Botzen	133
35.	Roveredo	142
36.	Der Garda-See	149
37.	Malcesini	188
38.	Goethe	195

Die Novellen

von

Heinrich Laube.

Zweite Auflage.

erscheinen in 22 Bändchen, jedes 9 Sgr.,
27 kr. CM., 30 kr. rhein.

Inhalt:

1.—10. Reisenovellen. (Erschienen früher in 6 starken Oktav-Bänden.)
11.—14. Moderne Charakteristiken.
15.—19. Das junge Europa. In 3 Abtheilungen.
I. Abtheilung. Die Poeten. 2 Theile.
II. " Die Krieger. 2 "
III. " Die Bürger. 1 Theil.
20. Das Glück.
21. Die Liebesbriefe.
22. Die Schauspielerin.

In demselben Verlage erscheinen:

Romane und Novellen

der

Gräfin Blessington.

Strathern.

12 Bändchen.

Das Bändchen $3^3/_4$ Neugroschen, 12 Kreuzer.

Druck von Heinrich Hoff in Mannheim.

7917

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich, 1806-1884

Heinrich Laube's Novellen

Bd.: 3

Mannheim 1847

P.o.germ. 799 cgd-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113557-3